



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

Zugehörigkeiten bei Menschen mit Migrationsgeschichte
in der Familie im Kontext intergenerationaler
Transmission. Eine Fotobefragung

verfasst von / submitted by
Mai Linh Angelique Vo

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2023 / Vienna 2023

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Soziologie

Betreut von / Supervisor:

Ass.-Prof. Mag. Dr. Michael Parzer

Danksagung

Mein besonderer Dank gilt den Menschen, ohne deren Unterstützung die vorliegende Arbeit nicht in dieser Form hätte entstehen können. Zuerst möchte ich mich bei meinem Betreuer Michael Parzer bedanken, der mich während des gesamten Entstehungsprozesses der Masterarbeit mit hilfreichen Anmerkungen und Denkanstößen sowie viel Empathie begleitet hat. Bedanken möchte ich mich zudem bei meiner Familie, insbesondere bei meiner Mutter und meinem Vater, die mich über das Studium hinweg fortwährend unterstützt haben, sowie bei meinem Bruder und meinem Partner für ihren Beistand und ihr kritisches Lektorat. Besonderer Dank gilt meinen Freund:innen und meinem Partner für die Analyseeinheiten, Korrekturlesungen und die emotionale Unterstützung. Zuletzt möchte ich mich bei den elf Interviewteilnehmer:innen bedanken, die diese Forschungsarbeit erst möglich gemacht haben.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung und Forschungsfrage	7
2	Forschungsstand	14
3	Theoretische Grundlagen	25
3.1	Postmigrantische Perspektive	25
3.2	Zugehörigkeiten im Kontext der postmigrantischen Gesellschaft	32
4	Empirische und methodische Vorgehensweise	35
4.1	Constructivist Grounded Theory	36
4.2	Erhebung mit der partizipativen Fotobefragung: Methodologie und Methode.....	40
4.3	Ablauf der partizipativen Fotobefragung	43
4.4	Feldzugang und Fallauswahl.....	47
4.5	Forschungsethische Grundsätze und Reflexion der Datenerhebung.....	48
5	Ergebnisse	51
5.1	Fallprofile	51
5.2	Schlüsselkategorien	83
5.2.1	(Familiäre) Inklusionsprozesse	83
5.2.2	Exklusionsprozesse	87
5.3	Fünf Typen der kulturellen Identität	89
5.3.1	Identifizierung mit der Herkunftskultur	90
5.3.2	Hybride Identität	92
5.3.3	Multiple Identität.....	95
5.3.4	Ablehnung der Herkunftskultur.....	98
5.3.5	Ablehnung von ethnisch-nationalen Identitäten	101
6	Zusammenfassung und Diskussion	106
7	Fazit	121

Literaturverzeichnis.....	123
Abbildungsverzeichnis.....	135
Abstract (dt.)	137
Abstract (engl.).....	138

1. Einleitung und Forschungsfrage

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“ oder „Wie der Vater, so der Sohn“ sind oft gehörte Redensarten, die das Phänomen weitergegebener familiärer Eigenschaften an die Nachkommen beschreiben. Intergenerationale Weitergabe kann vielfältig aussehen und mitunter Bezug auf verschiedenste Aspekte wie Aussehen, Vorlieben oder Besonderheiten nehmen. Aus soziologischer Perspektive beschreibt intergenerationale Transmission die soziale Vererbung von Merkmalen über mehrere Generationen einer Familie hinweg (Cavalli-Sforza et al., 1982; Stecher & Zinnecker, 2007; Steinbach, 2001). Gegenstand der vorliegenden Arbeit ist dabei die Transmission von Zugehörigkeit bei Menschen mit Migrationsgeschichte.

Im Rahmen meiner Masterarbeit untersuche ich die Entstehung beziehungsweise Aushandlung von Zugehörigkeiten bei Menschen mit Migrationsgeschichte. In diesem Zusammenhang analysiere ich die Bedeutung intergenerationaler Transmissionsprozesse innerhalb der Familie auf Zugehörigkeiten. Dabei beleuchte ich die Perspektiven von Nachfahren migrierter Personen, die keine eigene Migrationserfahrung haben, und die generationsübergreifenden Auswirkungen der familiären Migrationsgeschichte auf deren Zugehörigkeiten – also die generationsübergreifende Zugehörigkeitstransmission. Ich untersuche, wie Zugehörigkeiten weitergegeben und ausgehandelt werden und welche transmittierten Aspekte durch die Teilnehmenden relevant gemacht werden. Die leitende Forschungsfrage lautet somit:

Welche Rolle spielt intergenerationale Transmission in der Entstehung und/oder Aushandlung von Zugehörigkeit und wie werden Zugehörigkeiten bei Menschen mit Migrationsgeschichte ausgehandelt?

Bisher untersuchten nur wenige Forschungsarbeiten die intergenerationale Transmission von Zugehörigkeit im Kontext von Migration. Dies kann daran liegen, dass der Fokus in der (frühen) Migrationssoziologie auf anderen Themengebieten wie anfänglich Integration und Assimilation (Foroutan & Bostanci, 2019; Gaupp, 2015; Pries, 2022) und später Diskriminierung und Rassismus (Bierschenk, 2023; Bosworth et al., 2018; Hund, 2007) lag. Mit intergenerationaler Transmission befasst sich insbesondere die Familiensoziologie (Boehnke & Boehnke, 2022). Thematisch ist das Thema der intergenerationalen Migration von kultureller Zugehörigkeit somit an der Schnittstelle zwischen der Familien- und Migrationssoziologie verortet. Großes Forschungsinteresse an der intergenerationalen Weitergabe von sozialen

Ungleichheiten existiert außerdem im Bereich der Bildung und Beschäftigung (Arránz Becker et al., 2014; Brake & Büchner, 2003; Steinbach & Nauck, 2004; Tuppatt, 2020; Zölch & Böhnke, 2020). Forschungsarbeiten zu intergenerationaler Transmission stammen oftmals aus diesem Bereich und betrachten beispielsweise die soziale Vererbung von kulturellem Kapital (Steinbach & Nauck, 2004) und sozioökonomischem Status sowie den Einfluss von Bildungs- und Berufsstand der Eltern auf ihre Kinder (Brake & Büchner, 2003; Fend, 2009; Tuppatt, 2020) oder der sozialen Vererbung von sozialer Ungleichheit und Armut (Zölch & Böhnke, 2020). Mit Themen der kulturellen Zugehörigkeit befassen sich Forscher:innen wie Stuart Hall (1990), Michèle Lamont (1995, 1997, 2001) oder Naika Foroutan (2016, 2019).

Der Fokus der bisherigen Migrationsforschung lag größtenteils auf Problematiken und Auswirkungen von Migration für das Ankunftsland. Migrant:innen und ihre Nachkommen stehen zwar im Fokus des Forschungsinteresses, ihnen wird in diesem Zuge jedoch oftmals eine bestimmte Zugehörigkeit fremdbestimmt auferlegt; eine sehr heterogene Gruppe von Menschen wird damit homogenisiert. Zudem wird – anstatt mit – über Personen mit Migrationsbezug gesprochen. So ist beispielsweise von „Gastarbeiter:innen“ die Rede und Nachkommen von Migrant:innen werden als Personen mit „Migrationshintergrund“ bezeichnet (Hinnenkamp, 1990; Scarvaglieri & Zech, 2013). Viele dieser fremdbestimmten Begriffe werden in neueren Strömungen der Migrationssoziologie kritisiert, da diese homogenisierende und befremdende Auswirkungen haben, Klischees verfestigen und die Gesellschaft dichotom in eine „Mehrheits-“ und „Minderheitsgesellschaft“ unterteilen (Scarvaglieri & Zech, 2013).

In meiner Arbeit entferne ich mich von dem Begriff des Migrationshintergrunds. Dieser kann aus mehreren Gründen kritisiert werden: Zum einen wird er medial oftmals verwendet, um eine vermeintlich homogene Gruppe zusammenzufassen und zu problematisieren. Migrant:innen und Personen mit sogenanntem „Migrationshintergrund“ werden oftmals im Kontext von Integration und Bildung thematisiert (Scarvaglieri & Zech, 2013). Zum anderen ist der Begriff sehr unscharf. In Österreich folgt *Statistik Austria* der Definition der *United Nations Economic Commission for Europe* (UNECE, 2020) und definiert den Begriff damit wie folgt: Eine Person mit „Migrationshintergrund“ hat zwei Elternteile oder ist selbst im Ausland geboren. In Deutschland versteht das Statistische Bundesamt darunter eine Person, bei der mindestens ein Elternteil oder sie selbst keine deutsche Staatsbürgerschaft von Geburt an besitzt. Um Personen zu beschreiben, die Vorfahren mit Migrationserfahrungen haben, ver-

wende ich den Begriff der Migrationsgeschichte und verweise damit auf Migrationsprozesse in der Familiengeschichte.

Im Allgemeinen war der Migrationsdiskurs der letzten 30 Jahre von einer gesellschaftlichen Leitdifferenzierung entlang Herkunft und Ethnizität geprägt (Yıldız & Ohnmacht, 2021). Das bedeutet eine dichotome Kategorisierung zwischen „wir“ und „die anderen“ sowie eine Fremdzuschreibung von Zugehörigkeiten zu Personen mit Migrationsbezug. Das geht mit zweierlei Problematiken einher: Zum einen hat die Differenzierung von Menschen nach „ethnisch-nationalen Merkmalen“ (Yıldız & Ohnmacht, 2021, S. 71) diskriminierende Auswirkungen. Geulen (2018) beschreibt die Unterscheidung von Menschen anhand von Kulturen als Ablöse des traditionellen Rassismus mit einer neuen, aber gleichsam wirksamen Form des Rassismus. Ohne semantisch auf die Unterscheidung von Menschen anhand von „Rassen“ zurückzugreifen, können Menschengruppen unter dem Deckmantel von Kultur, Herkunft und Ethnizität homogenisiert und problematisiert werden (Yıldız & Ohnmacht, 2021). Diese Leitdifferenzierung entlang Herkunft und Ethnizität bezieht sich nicht nur auf Migrant:innen, sondern auch auf die Folgegenerationen. Die Unterscheidung von Migrant:innen und Einheimischen wird auf Nachfahren von migrierten Personen ausgedehnt, um die Migrationsdebatte als Fremdendebatten über die zweite und dritte Generation hinweg fortzuführen. Diese dichotome Differenzierung dient dabei nicht der Aufdeckung von bestehenden Diskriminierungen und Rassismen, sondern hält sie aufrecht.

Zum anderen kann dieser Blick auf Migrant:innen den vielseitigen, kreativen und komplexen Lebensrealitäten von Menschen nicht gerecht werden bzw. verdeckt diese (Yıldız & Ohnmacht, 2021). Dabei sind Lebensentwürfe vielschichtig; Menschen bewegen sich in verschiedenen prägenden Lebensbereichen wie familiären, freundschaftlichen und anderen Netzwerken, Orten, Kontexten und Räumen, die jeweils Auswirkungen auf ihre Lebensentwürfe haben (Yıldız & Ohnmacht, 2021).

Insgesamt wird deutlich, dass Zugehörigkeiten aus der Perspektive von Migrant:innen dabei bisher vernachlässigt wurden und dass es einen neuen Blickwinkel auf Migration braucht, um die komplexen und diversen Lebensentwürfe treffend einfangen zu können. Das bedeutet einerseits eine Abwendung von der Idee homogener und trennscharfer Kulturen und einer gesellschaftlichen Leitdifferenzierung zwischen Migrant:innen und Einheimischen, andererseits eine Abwendung von der normativen Erwartungshaltung der Integration. Ich

schlage als alternative Leitfrage die der Inklusion vor (Foroutan & Bostancı, 2019). Andererseits ist es notwendig, von einem Sprechen über Migrant:innen zu einem Dialog mit Migrant:innen zu wechseln. Erst dann wird es möglich, Lebensentwürfe in ihrer Komplexität und Vielfalt treffend zu beschreiben und eine antirassistische Perspektive, die über das Migrantische hinausblickt, zu erreichen.

Diese Arbeit hat zum Ziel, einen wissenschaftlichen Beitrag zu einer Migrationssoziologie zu leisten, die sich reflexiv mit Verständnissen von Kultur und Migration auseinandersetzt und in diesem Zuge nicht über Migrant:innen und ihre Nachkommen, sondern mit ihnen spricht; die ihre Perspektiven, Relevanzsetzungen, Deutungen, Verständnisse, Lebensrealitäten und Lebensentwürfe in den Mittelpunkt stellt und sie partizipativ in die Forschung einbindet. Diese Zielsetzung leitet das Forschungsvorhaben in den Fragestellungen, der theoretischen Rahmung sowie den Forschungsmethoden.

Dem Thema der Zugehörigkeiten widme ich mich aus einer antirassistischen und postmigrantischen Perspektive. Zugehörigkeiten verstehe ich dabei als sozialen Prozess der Grenzbeziehungen, die eine Wir-Gruppe nach innen beziehungsweise eine Abgrenzung nach außen erschafft. Antirassismus kann als Gegenposition zu Rassismus definiert werden, die rassistische Perspektiven, Diskurse und Praktiken kritisiert und sich ihnen entgegenstellt (Ohnmacht, 2023). Eine postmigrantische Perspektive geht mit einer Überwindung vom „Integrationsparadigma“ (Männlein, 2020, S. 19) einher, die einer Zuwendung zur Auseinandersetzung mit der pluralen postmigrantischen Gesellschaft und dem Zusammenleben der Menschen in dieser weicht. Es wird der Raum für systematisch unerzählt gebliebene Perspektiven, Erfahrungen und Geschichten von marginalisierten Personen eröffnet (Yıldız & Ohnmacht, 2021).

Die untersuchte Gruppe umfasst Personen in der Post-Adoleszenz. Hierfür möchte ich kurz auf den Begriff der Adoleszenz selbst eingehen, um das theoretische Verständnis von Post-Adoleszenz einzubetten. Adoleszenz verstehe ich abgetrennt vom Begriff der Jugend und somit nicht an normative Vorstellungen oder strenge Altersgrenzen gekoppelt. Stattdessen begreife ich den Begriff wie auch Vera King (2004) als eine Lebensphase zwischen dem Ende der Kindheit und dem Erlangen einer Erwachsenenposition. King beschreibt die Adoleszenz als eine Phase der Ablösung und damit der „Auseinandersetzung mit dem eigenen Gewordensein“ (Gilliéron, 2022, S. 81). Durch die Fähigkeit, sich selbst durch die Augen anderer

wahrzunehmen, können sie reflexiv über sich selbst und das Umfeld, in dem sie sich bewegen, nachdenken. Dazu zählt auch die Reflexion über soziale, gesellschaftliche und familiäre Erwartungen und Vorstellungen (King, 2004). Eigene Identitäts-, Geschlechter- und Lebensentwürfe werden in dieser Lebensphase hinterfragt und entwickelt (Zölch et al., 2012, S. 20). Die Post-Adoleszenz schließt an die Adoleszenz an, ist jedoch keinesfalls als Ende der Auseinandersetzung mit der eigenen Zugehörigkeit zu verstehen. Sie beschreibt nicht mehr die Übergangsphase zwischen der Kindheit und dem Erwachsensein, sondern die Phase des jungen Erwachsenseins. In dieser Arbeit interessiere ich mich für Personen in der Post-Adoleszenz, da ich mich für die Aushandlung und Entstehungsprozesse von Zugehörigkeiten interessiere und davon ausgehe, dass die Phase der Adoleszenz prägend für die Reflexion der eigenen Zugehörigkeiten gewesen ist.

Hierfür wurde als Erhebungsmethode die partizipative Fotobefragung nach Bettina Kolb (Kolb, 2008a) verwendet. Die Erhebung fand nach den Prinzipien des Theoretical Sampling im Zeitraum von November 2021 bis Juni 2022 statt. Teilnehmer:innen wurden im Laufe des Forschungsprozesses nach minimalem und maximalem Kontrast ausgesucht. Die Fallauswahl endet mit der theoretischen Sättigung, sobald ein Konzept mit seinen Kernmerkmalen, Bedingungen und Konsequenzen vollständig erfasst ist. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wurde die theoretische Sättigung nicht erreicht. Insgesamt wurden elf partizipative Fotobefragungen mit jungen Erwachsenen mit familiärer Migrationsgeschichte geführt. Die Teilnehmer:innen wurden dazu eingeladen, Fotografien zum Thema ihrer eigenen Zugehörigkeiten aufzunehmen. Der Fokus lag dabei auf der Rolle ihrer Familie in Hinblick auf ihre eigenen Zugehörigkeiten, wobei nicht ausschließlich auf Familie Bezug genommen werden musste. Im Anschluss an das Fotografieprojekt folgte ein Interview mit den ausgedruckten Fotos der Teilnehmer:innen. Die Befragten setzten eigene Schwerpunkte und strukturierten das Interview größtenteils selbst, während die Fotografien unterstützend als Stimulus dienten. Es liegt Datenmaterial in Form von Fotos und Interviewtranskripten vor. Das Bildmaterial besteht aus 174 Fotos. Diese wurden im Rahmen dieser Arbeit nicht analysiert. Die durchschnittliche Dauer der Interviews beträgt 1 Stunde 55 Minuten.

Die Interviews wurden schließlich gemäß der Logik der Grounded-Theory-Methodologie interpretiert, um Aushandlungsprozesse von Zugehörigkeiten bei jungen Erwachsenen mit Migrationsgeschichte im Kontext familiärer Weitergabe zu analysieren. Dabei folgte ich dem

weiterentwickelten Ansatz der Constructivist Grounded Theory nach Kathy Charmaz, die erlaubte, meine Rolle und Perspektive zu reflektieren und Ergebnisse aus der Forschung als interaktiv herausgearbeitete und subjektive Interpretationen zu betrachten, anstatt eine Objektivität der Ergebnisse anzunehmen. Mittels der Auswertung nach der Logik der Constructivist Grounded Theory entwickelte ich schließlich eine Theorie, die aus den Erzählungen der Teilnehmer:innen stammt, aber über die Rekonstruktion subjektiver Perspektiven hinausgeht und zugrundeliegende soziale Phänomene sichtbar macht.

Die vorliegende Arbeit ist in mehrere Abschnitte gegliedert. Im nächsten Kapitel folgt die Darstellung des (2) aktuellen Forschungsstands. Der Schwerpunkt des Kapitels liegt auf Forschungsarbeiten, die sich mit intergenerationaler Transmission im Kontext von Migration sowie Zugehörigkeiten von Menschen mit Migrationsgeschichte befassen. Im dritten Kapitel der Arbeit stelle ich zum einen die (3.1) postmigrantische Perspektive vor, die den theoretischen Rahmen der Arbeit darstellt. Hierbei befaße ich mich mit der Entstehung und den Merkmalen der postmigrantischen Perspektive und der postmigrantischen Gesellschaft. Zum anderen führe ich das Konzept von (3.2) Zugehörigkeit als sozialen Prozess von Grenzziehungen aus, die eine Wir-Gruppe nach innen bzw. eine Abgrenzung nach außen erschafft. Im anschließenden Kapitel stelle ich die (4) empirische und methodische Vorgehensweise dieser Forschungsarbeit vor, beginnend bei (4.1) der Constructivist Grounded Theory nach Kathy Charmaz. Dabei gehe ich zunächst auf die Grounded-Theory-Methodologie nach Glaser und Strauss ein, welche Kathy Charmaz weiterentwickelt, um schließlich essenzielle Unterschiede und das Erkenntnisinteresse der Methodologie darzustellen. In diesem Zuge lege ich dar, inwiefern der weiterentwickelte Ansatz nach Charmaz für die Untersuchung meiner Forschungsfrage geeignet ist. Neben den Kernmerkmalen der Methodologie gehe ich auf den Auswertungsprozess nach der Constructivist Grounded Theory ein, bevor ich im darauffolgenden Unterkapitel die Erhebung mit der partizipativen Fotobefragung nach Bettina Kolb beispielhaft in Verbindung mit der Datenerhebung meiner Masterarbeit präsentiere. Dabei skizziere ich zunächst (4.2) die Methodologie und Methode, bevor ich anschließend (4.3) den Ablauf der Datenerhebung, (4.4) den Feldzugang und die Fallauswahl, (4.5) forschungsethische Grundsätze sowie die Reflexion der Interviews darlege. Das fünfte Kapitel beinhaltet die Ergebnisdarstellung, angefangen bei einer kurzen Präsentation der Fallprofile (5.1), gefolgt von den herausgearbeiteten (5.2) Schlüsselkategorien und (5.3) den fünf Typen der kulturel-

len Identität. Die Arbeit endet mit (6) der Zusammenfassung und der Diskussion. Im Folgenden stelle ich den aktuellen Forschungsstand im Bereich der intergenerationalen Transmission an der Schnittstelle zu Migration und Zugehörigkeit vor.

2. Forschungsstand

Im Folgenden werde ich die aktuelle Forschungslandschaft skizzieren. Hierfür stelle ich ausgewählte Studien vor, die sich mit kulturellen Identitäten und Zugehörigkeiten oder intergenerationaler Transmission befassen. Mein Fokus liegt auf dem deutschsprachigen Raum oder vergleichbaren Einwanderungsländern, wie es Deutschland oder Österreich sind. Ich befasse mich hierbei vorrangig mit der Innenansicht von Zugehörigkeitsprozessen von Personen, die migrierte Vorfahren, aber selbst keine Migrationserfahrung haben. Da dieser Bereich noch unzureichend beforscht ist, stelle ich neben aktuellen Forschungsarbeiten auch ältere Arbeiten vor, sofern diese relevante Erkenntnisse für mein Forschungsinteresse bieten. Das vorliegende Kapitel ist nicht als vollständige Darlegung des aktuellen Forschungsstands zu verstehen, soll aber dennoch einen Einblick in die aktuelle Forschungslandschaft geben. Die Darstellung des Forschungsstandes beginnt mit Untersuchungen von intergenerationaler Transmission.

Maria Pohn-Lauggas (2019) beforscht die intergenerationale Transmission in Form von Erinnerungsprozessen von Nachkommen von Menschen, die gegen den Nationalsozialismus in Österreich Widerstand geleistet haben. Explizit wird untersucht, „welche kollektiven Gedächtniskonstellationen zur Ausbildung bestimmter intergenerationaler familialer Erinnerungsprozesse führen“ (Pohn-Lauggas, 2019, S. 459). Im Rahmen des Projekts *Widerstand gegen den Nationalsozialismus* wurden biographisch-narrative Interviews und Familiengespräche mit mehreren Generationen aus Österreich geführt. Hierzu zählen die Generation der Kinder, Enkelkinder und Urenkelkinder. Pohn-Lauggas bezieht sich in dieser Forschungsarbeit explizit auf eine einzelne Familie. Die ausgewählte Familie hebt sich von den anderen beforschten Familien ab, da die Motivation für den Widerstand gegen den Nationalsozialismus aufgrund von Widersprüchen in der Vergangenheit nicht klar zuzuordnen ist. Eine klare Zugehörigkeit zu einer „Wir-Gruppe“ (Pohn-Lauggas, 2019, S. 464) ist somit nicht gegeben.

Pohn-Lauggas kommt mittels Auswertungen mit der biographischen Fallrekonstruktion nach Rosenthal zu dem Ergebnis, dass die Frage der Verantwortung im intergenerationalen Erinnerungsprozess verarbeitet wird, wobei diese als familiäre (und nicht als politische oder historische) Angelegenheit behandelt wird. Die Geschichte eines Rettungsversuchs wird aufgegriffen, der nationalsozialistische Anteil der Familie von Schuld befreit und als Helfer:innen inszeniert. Es ergeben sich somit drei zentrale Strukturmerkmale des intergenerationalen

Erinnerungsprozesses. Schließlich wird damit die Frage der Verantwortung individualisiert. Die Strukturmerkmale werden hierbei von Generation zu Generation weitergetragen und verfestigt. Nationalsozialist:innen in der Familie sowie ihre Verantwortung und Rolle im Nationalsozialismus sind in der Urenkelgeneration „vollständig [...] verschwunden“ (Pohn-Lauggas, 2019, S. 473).

Spannend ist hierbei der Bezugsrahmen der Erinnerung: Es wird nur auf das kollektive Gedächtnis der eigenen Familie zurückgegriffen; zu anderen Kollektiven (z. B. NS-Opfergruppen) wird ihnen der Zugang verwehrt, da die politische Motivation durch Widersprüche nicht klar definierbar ist. „Durch das Fehlen einer anderen Wir-Gruppe sind die Nachkommen gleichsam auf die Familie ‚zurückgeworfen‘, wodurch das Familiengedächtnis stabilisiert wird“ (Pohn-Lauggas, 2019, S. 474). Mit der Stabilisierung gibt es für die Nachkommen gleichzeitig keine Möglichkeit zur Veränderung des Familiengedächtnisses. Pohn-Lauggas kommt zu dem Schluss, dass (Nicht-)Zugehörigkeit zu einer Wir-Gruppe mit ihrem dem kollektiven Gruppengedächtnis essenziell für die Konstruktion intergenerationaler Erinnerungsprozesse ist: „Erinnern und Vergessen sind an die Wir-Gruppe gebunden.“ (Pohn-Lauggas, 2019, S. 474). In diesem Fall kann kein politisch-historischer Bezug aufgebaut werden, da es für die Nachkommen keine Zugehörigkeit zu einer entsprechenden Wir-Gruppe gibt.

Ursula Apitzsch (2014) beschäftigt sich ebenfalls mit intergenerationaler Transmission und untersucht mehrgenerationale Migrationsfamilien. Sie führt biographisch-narrative Interviews mit Familienmitgliedern aus drei Generationen, die aus Südeuropa, der Türkei und Nordafrika nach Deutschland migriert sind, um der Frage nachzugehen, wie sich Werte, Rollen und Normen im Generationsverlauf verändern, und ob patriarchale Autoritätsstrukturen bestehen bleiben. Obwohl der Fokus ihrer Forschungsarbeit nicht auf Zugehörigkeitsprozessen liegt, werden diese dennoch durch die Befragten thematisiert und von ihr aufgegriffen. Die Hauptergebnisse ihrer Arbeit beziehen sich einerseits auf geschlechtsspezifische Differenzen bei der zweiten und dritten Generation. Andererseits beobachtet sie eine Re-Traditionalisierung von jungen Frauen in der dritten Generation, beispielsweise durch die Heirat einer Person aus dem Herkunftsland der Vorfahren (Apitzsch, 2014, S. 197). Neben diesen Beobachtungen beschreibt sie auch, dass Zugehörigkeit bzw. die Suche danach biografische Arbeit bedeutet, denn Migration bedeutet oftmals eine krisenartige Erfahrung im

Einwanderungsland, da Strukturen irritiert werden. Das übliche Denken und Verhalten kann nicht weiter genutzt werden. Ausgrenzungsprozesse kommen hinzu, die ein Ankommen verhindern können. Eine Gruppe als fremde Gruppe kann entstehen. Apitzsch fügt hinzu, dass dieses Phänomen für die Nachkommen nicht aufgelöst wird, sondern gleichsam verstärkt werden kann (Apitzsch, 2014, S. 201).

Anders als Apitzsch untersuchen Chantal Wyssmüller und Rosita Fibbi (2014) explizit Zugehörigkeiten über mehrere Generationen hinweg. Sie beforschen Mehrsprachigkeit und Zugehörigkeit bei schweizerischen Personen mit italienischer und spanischer Herkunft. Es wurden Fokusgruppengespräche mit Lehrer:innen durchgeführt, die Unterricht in *heimatliche Sprache und Kultur* für Italienisch und Spanisch in Basel und Genf geben. Zudem wurden insgesamt 96 halbstrukturierte, problemzentrierte Interviews mit insgesamt 30 Familien mit italienischer und spanischer Herkunft geführt. Aus jeder Familie wurden jeweils Personen aus der ersten, zweiten und dritten Generation interviewt. Zuletzt wurden standardisierte Kurzfragebögen am Ende der Interviews erhoben. Mithilfe dessen wurden Informationen zu der Sprachbiographie, zum Sprachgebrauch, zu der Weitergabe der Herkunftssprache, zu persönlichen Einstellungen sowie zu Mehrsprachigkeit bei Personen aus der dritten Generation zu (nationalen) Zugehörigkeitsgefühlen eingeholt (Wyssmüller & Fibbi, 2014, S. 27).

Die qualitative Forschung besteht aus drei Elementen: Die Autor:innen zeigen, dass Mehrsprachigkeit als Identitätsmarker fungieren kann. Anhand bestimmter Merkmale wird eine soziale Identifikation geschaffen. Merkmale werden identitätsstiftend aufgeladen und fungieren als Differenzierungsmerkmale; sie dienen somit gleichsam der Abgrenzung zu anderen sozialen Gruppen. Mehrsprachigkeit kann als Zeichen von Individualität und als Zugehörigkeitssymbol gedeutet werden, somit wird eine soziale Identität des Mehrsprachigen konstruiert (Wyssmüller & Fibbi, 2014, S. 41 ff.).

Auch Erika Schulze (2010) befasst sich mit Identitätsmarkern, entlang welcher Zugehörigkeiten konstruiert werden können. Sie beobachtet eine Mehrfachverortung bei Jugendlichen mit Migrationsgeschichte. Schulze analysiert hierbei Interviews, die zwischen 2001 und 2004 im Forschungsprojekt „Wege in das Alltagsleben. Zur Positionierung allochthoner Jugendlicher im urbanen Alltag“ geführt wurden. Schulze zeigt, dass soziale Mehrfachverortung fester Bestandteil des Selbstverständnisses in einer (post-)modernen Gesellschaft ist (Schulze, 2010, S. 109).

Zudem bricht die Selbstzuordnung der Jugendlichen aus der Denkweise der nationalen Zugehörigkeiten aus. Sie beobachtet eine Zuordnung zu sehr kleinen Einheiten wie Vierteln oder Straßen. Zugehörigkeit zu sehr kleinen Einheiten kann eine Strategie darstellen, um einem Zwang zur eindeutigen nationalen Zuordnung zu entgehen, denn die Forderung nach nationaler Eindeutigkeit ist mit Prozessen der (Nicht-)Zugehörigkeit verbunden, denen sich somit entzogen werden kann. Gleichzeitig beobachtet Schulze dennoch einen ambivalenten Zuordnungsprozess – die Befragten erfahren eine doppelte Stigmatisierung. Einerseits sind sie mit Stigmatisierung aufgrund ihres „Migrationshintergrunds“ konfrontiert; sie werden nicht als Individuen betrachtet, sondern als Stellvertreter:innen des Herkunftslandes der Vorfahren. Andererseits erfahren sie auch Fremd- und Andersmachung aufgrund des marginalisierten Viertels, in dem sie wohnen. Diese werden oftmals als „gefährliche Orte“ (Schulze, 2010, S. 103) bewertet. Eine kollektive Zuschreibung und Entindividualisierung findet auf diesen zwei Ebenen statt und bringt eine Ambivalenz in die alternative Zuordnungsstrategie der Jugendlichen. Auch durch die lokale Verortung entgehen sie der Stigmatisierung nicht und befinden sich in einer „Sackgasse“ (Schulze, 2010, S. 109). Aufschlussreich sind an der Forschungsarbeit insbesondere die Handlungsstrategien und Praktiken des Widerstands gegen die Fremdzuschreibungen und damit verbundenen Stigmatisierungen von außen.

Auch Hilde Weiss (2014) zeigt anhand ihrer quantitativen Studie zu muslimischer Identität und Zugehörigkeit zu Österreich, dass Mehrfachzugehörigkeiten möglich sind und Fremdzuschreibungen in der Aushandlung von Zugehörigkeiten relevant werden können. Weiss interessiert sich in ihrem Forschungsprojekt für den Wandel von Religiosität und Lebensmustern in muslimischen Familien über Generationen hinweg. Hierfür erhebt die Forscherin Informationen zu religiöser Selbsteinordnung, religiösen moralischen Vorstellungen und Verhaltensweisen mithilfe von vollstandardisierten Fragebögen mit Familien mit muslimischen Eltern, die in Österreich leben. Die Fragebögen haben sich an die erste und zweite Generation gerichtet. Die Familienmitglieder wurden zeitgleich aber einzeln befragt. Es wurden insgesamt 726 Personeninterviews geführt (Weiss, 2014, S. 72 f.).

Weiss kommt zu dem Ergebnis, dass eine Identifizierung mit dem Islam keineswegs automatisch eine verringerte Zugehörigkeit zu Österreich bedeutet. Eine vorhandene muslimische Identität verstärkt die Identifizierung mit dem Herkunftsland der Eltern, hat jedoch keinen negativen Einfluss auf die Ausprägung einer österreichischen Identität – tatsächlich wirkt

sich laut Weiss eine muslimische Identität moderat positiv auf die österreichische Identität aus. Eine Identifizierung zu einem Bezugspunkt hemmt oder verhindert keineswegs eine Identifizierung zu anderen Bezügen. Mehrfachzugehörigkeiten sind möglich und eine Identifizierung als Muslim:in kann zeitgleich mit einer Zugehörigkeit zu Österreich vorherrschen.

Hinderlich für eine Identifizierung mit Österreich sind Diskriminierungserfahrungen und Benachteiligungen aufgrund einer ethnischen Zuordnung; diese wirken sich unmittelbar stark negativ auf eine Identifizierung als Österreicher:in aus. Diskriminierung wirkt sich jedoch gleichzeitig nicht auf die Entwicklung einer Identifizierung mit dem Herkunftsland der Vorfahren oder mit einem Muslim:in-Sein aus. Von besonderer Relevanz für eine muslimische Identität ist die Erziehung und Weitergabe von Religion, religiösen Traditionen und Praktiken. Die Identifizierung als Muslim:in wirkt sich dann wiederum positiv auf die Identifizierung mit dem Herkunftsland der Eltern aus. Die Forscherin schließt aus ihrer Beobachtung, dass sich muslimische Identität positiv auf die Identifizierung mit dem Herkunftsland der Eltern auswirkt, aber keinen bzw. einen leicht positiven Einfluss auf eine Zugehörigkeit zu Österreich hat, und dass eine Mehrfachidentität vorliegen kann (Weiss, 2014, S. 88).

Mehrfachzugehörigkeiten werden auch von Gwendolyn Gilliéron (2022) anhand biographieanalytischer Fallrekonstruktionen untersucht. Sie beforscht biografische Aushandlungsprozesse von Mehrfachzugehörigkeit und fragt danach, ob und inwiefern Mehrfachzugehörigkeit biographisch relevant wird. Gilliéron entdeckt, dass neben der scheinbar naheliegenden Differenzierung entlang von Nationalität eine Vielzahl an anderen Bedeutungen gesetzt wird, die für das eigene Erleben von binationaler Herkunft relevant gemacht werden. Dazu zählen beispielsweise „Race“, Religion, Sprache, Gender, „Class“, Vorstellungen von Kultur oder Herkunftswissen. Fremdzuschreibungen erzeugen eine Anderswerdung, die mit Stigmatisierung einhergehen kann (wenn auch nicht muss). Die Autorin spricht von einer „Diskrepanz zwischen den Fremdzuschreibungen und der Selbstwahrnehmung“ (Gilliéron, 2022, S. 440). Diese (kulturalistischen und/oder rassistischen) Zuschreibungen und Fremdmachungen von außen führen schließlich zu Irritationen, die wiederum in Hinblick auf die eigene Biografie verarbeitet werden müssen. Gilliéron verweist darauf, dass die Mehrfachzugehörigkeit der Teilnehmer:innen selbst keine Irritation verursacht, sondern die Konfrontation mit von außen zugetragenen Zuschreibungen. Innerfamiliäre Auseinandersetzungen zum binationalen Kontext handeln nicht von der Mehrfachzugehörigkeit an sich, sondern nehmen primär Be-

zug auf das Spannungsverhältnis durch „soziale (Nicht-)Anerkennung“ (Gilliéron, 2022, S. 440). Die Forscherin schlussfolgert, dass die Fremdbilder die Gruppe dennoch in ihrer Andersmachung vereinen und zu einer Gruppe machen (Gilliéron, 2022, S. 440).

Auch Korteweg und Yurdakul (2016) untersuchen die Rolle von Fremdzuschreibungen und zeigen, dass Zugehörigkeitsdebatten auf sozialen Unterscheidungen aufbauen. Die Autor:innen setzen sich aus einer feministischen, intersektionalen und postkolonialen Perspektive mit nationalen Narrativen von Zugehörigkeit anhand der Kopftuchdebatte in Europa (konkret in Deutschland, Frankreich, der Niederlande und der Türkei) auseinander. Die Autor:innen merken dabei an, dass die Kopftuchdebatte keineswegs ausschließlich eine „westliche“ Diskussion darstellt und kritisieren diese Perspektive. Die Autor:innen betonen, dass Zugehörigkeitsdebatten auf sozialen Unterscheidungen aufbauen, die reale Auswirkungen auf Lebensrealitäten von Menschen haben, denn Narrative zu sozialen Zugehörigkeiten wirken sich auf Praktiken – auch Regulationspraktiken – aus. Die Autor:innen kommen unter anderem zum Ergebnis, dass nationale Narrative unscharf und geladen sind. Diese Spannung trägt jedoch eben dazu bei, Gefühle nationaler Zugehörigkeit zu erzeugen. In dieser Debatte wird das Kopftuch zum Symbol für den Bruch in der nationalen Zugehörigkeit. Gleichzeitig ist die Kopftuchdebatte zusätzlich ein Moment zur Entdeckung nationaler Zugehörigkeit. In der Untersuchung zu vier Ländern in Europa zeigt sich, dass „(Neu-)Formulierungen nationaler Narrative Grenzen der Inklusion und Exklusion ziehen“ (Korteweg & Yurdakul, 2016, S. 232).

Foroutan und Schäfer (2009) beobachten die Entwicklung einer Neo-Identität bei Menschen in Europa mit einem muslimischen „Migrationshintergrund“¹. Die Autor:innen verwenden den Begriff der hybriden Identität, welcher eine Mehrfachzugehörigkeit zu verschiedenen kulturellen Räumen beschreiben soll. In ihrer Arbeit sprechen die Autor:innen von verschiedenen Reaktionsmöglichkeiten auf die Mehrfachzugehörigkeit zu verschiedenen kulturellen Räumen.

Fehlt die gesellschaftliche Anerkennung und Inklusion, kann eine negative Identität in Form von Desintegration entstehen. Besonders betroffen können Generationen sein, die weder

¹ Ich benutze den Begriff des „Migrationshintergrunds“, da dieser in dem Beitrag von Foroutan und Schäfer (2009) Verwendung findet. In meiner Arbeit setze ich den Begriff in Anführungszeichen, da dieser eine homogene und rassifizierte Kategorie darstellt, die einen Bevölkerungsteil homogenisiert, befremdet und problematisiert (vgl. Scarvaglieri & Zech, 2013).

Nähe zu ihrer Herkunftskultur haben noch vollwertig von der Mehrheitsgesellschaft angenommen werden. Foroutan und Schäfer sprechen von dem „Nachgeborenenphänomen“ (Foroutan & Schäfer, 2009, S. 14). Diese Desintegration kann zu gänzlich neuen Identitätsmustern führen. In der Arbeit wird beobachtet, dass junge muslimische Menschen eine islamische Neo-Identität entwickeln. Sie erschaffen sich einen gänzlich neuen eigenen Raum, der sich sowohl zum traditionellen Kontext ihrer Eltern als auch zur westeuropäischen Mehrheitsgesellschaft neu positioniert.

Gisela Reiterer (2010) untersucht ebenfalls die Aushandlung verschiedener Formen kultureller Zuordnung, die aus einer Zwischenposition ausgehandelt werden. Dabei betrachtet sie Identitäten und Integration von Familien, die aus den Philippinen nach Österreich migriert sind. Ich fokussiere mich im Folgenden auf die Ergebnisse zu Identitäten, da diese für meine Arbeit relevant sind. Zudem kritisiere ich den Zugang und das Verständnis von „Integration“ in Reiterers Arbeit. Gleichsam gibt es einige interessante Beobachtungen zu den Innenperspektiven der Befragten zu ihrem Selbstverständnis und ihrer kulturellen Zugehörigkeit. Diese werden durch 42 offen-strukturierte Interviews mit österreichisch-philippinischen Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Wien geführt. Die Befragten gehören alle zur zweiten Generation und haben mindestens einen Elternteil, der aus den Philippinen migriert ist.

Die Autorin zeigt, dass intergenerationale Konflikte zwischen der ersten und zweiten Generation in hohem Maß vorhanden sind (Reiterer, 2010, S. 192 f.). Dies führt die Autorin auf ein Aufeinandertreffen zweier Anforderungen zurück. Zum einen sind die Befragten aus der zweiten Generation mit den Erwartungen der Eltern konfrontiert, die philippinische Kultur zu leben. Zum anderen herrscht die elterliche und gesellschaftliche Anforderung vor, sich nahtlos in Österreich zu integrieren und anzupassen.

Dieser Konflikt kann dazu führen, dass die zweite Generation zwei unterschiedliche Handlungsstrategien für die zwei Sphären ausbildet. Der Zugang zu den zwei Kulturen ermöglicht verschiedene Formen der kulturellen Selbstzuordnung (Reiterer, 2010, S. 161 f.). Einige Befragte ordnen sich als nur österreichisch ein, die Philippinen besuchen sie hingegen nur in der Rolle des:der Tourist:in. Mit Familienmitgliedern aus dem Herkunftsland ihrer Eltern haben sie aufgrund des fehlenden Kontakts eine distanzierte Beziehung. Sie können sich auch nicht vorstellen, länger auf den Philippinen zu leben. Österreich wird als ihre einzige Heimat verstanden. Andere Befragte beschreiben eine rein philippinische Identität. Die Philippinen

werden als ihre Heimat verstanden und es wird eine Nähe und Freiheit beschrieben, die in Österreich fehlt. Weiterhin sprechen Befragte von sich als Person mit philippinischen Wurzeln und begründen dies mitunter damit, dass sie noch Familie auf den Philippinen hätten oder selbst Teile ihrer Kindheit auf den Philippinen gelebt hätten. Ebenso verstehen Befragte ihre Identität als eine Doppelidentität, eine Zwischenposition zwischen den Kulturen. Relevant für die Ausprägung der Position sind mitunter Familie, Aussehen, Geburtsland, Erziehung, Schule, Freund:innen, sozioökonomische Position, Werte, Einstellungen und ethnisierte Zuschreibungen als philippinisch (Reiterer, 2010, S. 161).

Kerstin Hein (2006) setzt sich mit hybriden kulturellen Identitäten auseinander. Sie befasst sich mit Bastelbiografien von Personen, die in einem deutsch-chilenischen Raum in Chile leben und aufgrund ihres Bezugs zu Europa keine Marginalisierung, sondern positive Diskriminierung erfahren. Kultur wird als ein nicht-homogenes, vielfältiges und komplexes System verstanden, das nicht statisch, sondern dynamisch ist. Kulturen verändern sich; sie sind un-abgeschlossen. Kulturelle Identität versteht Hein dabei als „keine individuelle Eigenschaft, sondern [als] Resultat einer sozialen Aushandlung von Zugehörigkeiten“ (Hein, 2006, S. 20), als prozesshafte Aushandlung von Selbstbild und Fremdzuschreibung. Letztere wird durch die Wahrnehmung von außen geprägt und entsteht durch andere, während Selbstbilder beschreiben, wie man sich selbst sieht.

Hein analysiert unter anderem den Diskurs von „wir“ und „den anderen“ und beobachtet, dass eine Unterscheidung zwischen „wir“ und „den anderen“ – zwischen Deutschen und Chilen:innen – entlang von stereotypischen Zuschreibungen vorgenommen wird. Die deutsche und chilenische Kultur wird nicht nur als unterschiedlich, sondern als gegensätzlich konstruiert (Hein, 2006, S. 167). Spannend ist zudem Heins Beobachtung, dass sich situationsabhängig ändern kann, wer mit „wir“ gemeint ist. „Wir“ kann zeitweise auf ein „deutsches Wir“, oder auf ein „chilenisches Wir“ Bezug nehmen, ohne dabei eine Vermischung zwischen den zwei Wir-Gruppen vorzunehmen (Hein, 2006, S. 256 f.). Hein zeigt außerdem den Aushandlungscharakter von sozialer und kultureller Identität auf; sie wird durch Abgrenzung zu anderen geschaffen. Diese Abgrenzung kann zum einen durch Ausgrenzungspraktiken durch andere und zum anderen durch Selbstdifferenzierung geschehen (Hein, 2006, S. 244 f.). Weiterhin beobachtet die Autorin, dass sich die Abgrenzungspraktiken nur sekundär auf kulturelle oder rassistische Abgrenzungen beziehen. Primär handelt es sich um soziale Differen-

zierungen (Hein, 2006, S. 253). Hein kommt schließlich zu dem Ergebnis, dass die hybriden Identitäten, die sie untersucht hat, unterschiedlich ausgelegt werden können: Einerseits geht es um eine Auseinandersetzung mit Tradition und Moderne, wobei Tradition mit populärer lateinamerikanischer Kultur und Moderne mit liberalen Ideen der Demokratisierung oder Individualisierung Europas in Zusammenhang gebracht wird. Diese Unterscheidung ist zudem klar hierarchisiert, was „eine Annäherung an westliche Standards“ als positiv bewertet. Hein sieht in dieser Form der Hybridität eine Hegemonie und starke Herrschaftskonformität (Hein, 2006, S. 440 ff.).

Irina Schmitt (2010) untersucht vergleichend, wie nationale Zugehörigkeit von Jugendlichen in Deutschland und in Kanada mit und ohne Migrationsbezug verstanden und diskutiert werden. Die Forscherin untersucht die Frage, wie junge Personen mit „Migrationshintergrund“ in multikulturellen Gesellschaften wie Deutschland oder Kanada ihre soziale Position verstehen und konstruieren, und inwiefern dieser Prozess durch die Gesellschaft, in der sie leben, beeinflusst werden kann. Diese Fragen bearbeitet Schmitt mittels ethnographischer Methoden. Ihr Forschungsteam führte von 2004 bis 2005 Face-to-Face-Interviews, Fokusgruppen, teilnehmende Beobachtungen und Feldtagebücher an deutschen und kanadischen Schulen durch. Die Teilnehmer:innen waren zwischen 12 und 17 Jahren alt.

Es zeigen sich im Vergleich zwischen Deutschland und Kanada unterschiedliche Aushandlungen und Konstruktionsarten von nationalen Zugehörigkeiten. Dies deutet darauf hin, dass die Gesellschaft, in der die Jugendlichen leben, eine bedeutende Rolle für die Aushandlung und das Verständnis von nationaler Zugehörigkeit haben kann. Schmitt beobachtet mit ihrem Forschungsteam, dass Jugendliche mit und ohne „Migrationshintergrund“ Deutsch-Sein im Vergleich zu Ausländisch-Sein („foreign-ness“) verhandeln, und diese zwei Positionen als gegenteilig konstruiert werden. Unter den deutschen Befragten mit „Migrationshintergrund“ zeigte sich zudem ein tendenziell negatives Verständnis von Deutsch-Sein. Deutsch-Sein wird beispielsweise mit Unfreundlichkeit oder Geiz in Verbindung gebracht. Diese Eigenschaften wurden mit eigenen Werten verglichen, die nicht den deutschen Eigenschaften entsprachen. Bei den Befragten aus Kanada hingegen fand diese Gegenüberstellung von zwei gegensätzlichen Positionen nicht statt. Diskussionen über Kanada waren zwar insgesamt positiv geprägt, hatten aber gleichzeitig wenig Relevanz für das individuelle Selbstverständnis. Kanadische Jugendliche mit „Migrationshintergrund“ hatten eher das Gefühl, zu der Gesellschaft, in

der sie leben, dazuzugehören. Schmitt beobachtet zudem, dass die Jugendlichen aus Kanada deutlich seltener „insider-outsider“ (Schmitt, 2010, S. 94) Metaphern als soziale Marker verwenden, um ihre soziale Position zu erläutern. Deutsche Jugendliche mit „Migrationshintergrund“ haben es vergleichsweise als schwieriger empfunden, sich der Gesellschaft, in der sie leben, zugehörig zu fühlen (Schmitt, 2010, S. 93 f.). Die Insider-Outsider-Logik spiegelt sich nicht nur in den Erfahrungen der Jugendlichen wider, sondern lässt sich gleichsam im gesellschaftlichen Diskurs finden. Während beispielsweise in kanadischen Städten oftmals ethnische, kulturelle oder spirituelle Marker und neutrale Bezeichnungen (z. B. Chinatown) existieren, werden in deutschen Städten Viertel mit ethnischer und kultureller Vielfalt als Ghettos bezeichnet. Dieser Begriff ist nicht wertfrei, sondern impliziert mitunter eine fehlende Integration.

Schmitt bettet ihre Beobachtungen in gesellschaftliche und politische Diskurse zu Migration ein. Die Autorin bringt die verminderte Zugehörigkeit von deutschen Jugendlichen mit „Migrationshintergrund“ in Zusammenhang mit einem fehlenden politischen Angebot einer deutschen Identität, die Diversität beinhaltet. Der Vergleich zu Kanada zeigt, dass die der kanadischen Regierung sich durch politische Strategien für ein Selbstverständnis von Kanada als multikulturelles Land einsetzt (z. B. *Canadian Multiculturalism Act*). Die unterschiedlichen Aushandlungen und Konzeptionen von nationaler Zugehörigkeit führt Schmitt auf den nationalen gesellschaftlichen und politischen Diskurs zurück (Schmitt, 2010, S. 93 ff.).

Auch die Ergebnisse aus der Forschungsarbeit von Thea Boldt (2019) unterstützen die Ergebnisse von Irina Schmitt. Sie befasst sich mit dem Diskurs von Multikulturalismus und deutschen sowie europäischen Identitätskonstruktionen in Hinblick auf die Zugehörigkeit muslimischer Migrant:innen. In ihrer empirisch fundierten Diskursanalyse zeigt sie, dass dem Konzept des Multikulturalismus als positivem Wandel nur vereinzelt politisch gefolgt wurde (Boldt, 2019, S. 131) und Migration vorwiegend negativ konnotiert behandelt wird (Boldt, 2019, S. 122 f.). Das betrifft insbesondere muslimische Migrant:innen. Die Diskursanalyse zeigt, dass Integration als eine Aufgabe, die durch Migrant:innen erbracht werden soll, verstanden wird. Dass es sich um einen beidseitigen Prozess handelt, wird nicht ersichtlich; eine Notwendigkeit für das Entwickeln einer Willkommenskultur wird ebenso wenig behandelt. Dass der Großteil der Migrant:innen bereits integriert ist und positive Einflüsse und Leistungen erbracht hat, wird gleichsam kaum anerkannt. Ebenso werden interkulturelle Kompe-

tenzen oder Mehrsprachigkeit nicht als Ressource angenommen. Stattdessen werden Migrant:innen vorrangig auf problematisierende und pauschalisierende Weise im gesellschaftlichen Diskurs behandelt und in diesem Zuge mit „Bildungsferne, Integrationsunfähigkeit und [...] Kriminalität“ (Boldt, 2019, S. 122) verbunden. Es wird eine Grenze zwischen Dazugehörigen und Nicht-Dazugehörigen gezogen, was wiederum, wie Schmitt (2010) argumentiert, Zugehörigkeiten beeinflussen kann.

Zusammengefasst kann eine Weitergabe von Werten, Rollen, Normen und Erinnerungsprozessen über verschiedene Generationen hinweg stattfinden (Apitzsch, 2014; Pohn-Lauggas, 2019). Auch eine Zugehörigkeitstransmission ist denkbar; Einblicke in die Entstehung von Zugehörigkeiten können weitere Forschungsarbeiten geben. Es zeigt sich: Für die Aushandlung von Zugehörigkeiten können Identitätsmarker bedeutsam werden (Schulze, 2010; Wyssmüller & Fibbi, 2014). Über Identitätsmarker wie Mehrsprachigkeit werden schließlich Differenzierungsmerkmale und Zugehörigkeiten konstruiert. Neben Identitätsmarkern können auch intergenerationale Konflikte (Reiterer, 2010), Diskriminierungserfahrungen und Fremdzuschreibungen eine Selbstzuordnung beeinflussen (Boldt, 2019; Gilliéron, 2022; Hein, 2006; Korteweg & Yurdakul, 2016; Schmitt, 2010; Schulze, 2010; Weiss, 2014). Dabei sind nicht nur kulturelle oder rassistische Diskriminierungen, sondern auch soziale Differenzierungen bedeutsam (Hein, 2006).

Forschungsarbeiten befassen sich oftmals mit nationalen Zugehörigkeiten (Korteweg & Yurdakul, 2016; Schmitt, 2010) und zeigen, dass diese sozial und diskursiv hergestellt werden (Hein, 2006; Schmitt, 2010). Auch politische Diskurse prägen Aushandlungen und Konzeptionen von nationaler Zugehörigkeit (Schmitt, 2010). Allerdings zeigen weitere Forschungsarbeiten, dass sich Zugehörigkeiten weder auf nationale Dimensionen beschränken (Gilliéron, 2022; Hein, 2006; Schulze, 2010) noch mit Exklusivität einhergehen müssen. Schulze (2010) versteht Mehrfachverortung als festen Bestandteil des Selbstverständnisses in (post-)modernen Gesellschaften. Mehrfachzugehörigkeiten und Neupositionierungen sind möglich (Foroutan & Schäfer, 2009; Gilliéron, 2022; Reiterer, 2010; Schulze, 2010; Weiss, 2014). Aushandlungen kultureller Identitäten sind vielschichtig und komplex und werden durch identitätsstiftende Bedeutungssetzungen, intergenerationale Konflikte, Diskriminierungserfahrungen und Fremdzuschreibungen beeinflusst. Zugehörigkeiten werden sozial und diskursiv ausgehandelt und in ihrem gesellschaftlichen und politischen Kontext ausgehandelt.

3. Theoretische Grundlagen

Dieses Kapitel behandelt den theoretischen Rahmen der Arbeit. Hierfür stelle ich die (3.1) postmigrantische Perspektive in ihrer Entwicklung und ihren Grundmerkmalen vor. Das Verständnis von Migration aus einer postmigrantischen Perspektive und der heutigen deutschen und österreichischen Gesellschaft als postmigrantische Gesellschaft schaffen den übergreifenden Rahmen für diese Arbeit. Anschließend folgt die theoretische Aufarbeitung des Begriffs der (3.2) Zugehörigkeit in seiner Definition und seiner Einbettung in den übergreifenden theoretischen Rahmen der postmigrantischen Perspektive.

3.1 Postmigrantische Perspektive

Die Migrationssoziologie hat einen starken Wandel erlebt, der durch unterschiedliche Paradigmen geprägt wurde (Gaupp, 2015, S. 19 ff.). Im Folgenden werde ich, basierend auf Petra Aigners (2017) Aufarbeitung der Migrationssoziologie, die Anfänge der Migrationsforschung sowie die jüngere Migrationsforschung und ihre Theorien umreißen und schließlich die postmigrantische Perspektive erläutern, die eine Antwort auf die vorherige Migrationsforschung darstellt.

Ihre Anfänge findet die Migrationssoziologie mit Klassikern wie Georg Simmels „Exkurs über den Fremden“ (1908), Robert Parks „Human Migration and the Marginal Man“ (1928) sowie „The Stranger“ von Alfred Schütz (1944). Im Fokus der frühen Migrationssoziologie steht die Rolle des:r Fremde:n in der Aufnahmegesellschaft und den Integrationsprozessen (Aigner, 2017, S. 14 f.). Simmel beispielsweise versteht den:die Fremde:n als Wandernde:n, welche:r nicht nur „heute kommt und morgen geht, sondern [...] heute kommt und morgen bleibt“ (Simmel, 1908, S. 509). Fremdheit wird somit das ferne Nahe. Robert Park (1928) befasst sich mit größeren ethnischen Gruppen und versteht Wandernde nicht nur als fremd, sondern auch als kulturell hybrid und somit als kosmopolitische Weltbürger:innen (Park, 1928, S. 892). Zugehörig sind diese weder im Herkunftsort noch im Ankunftsort. Sie vereinen multiple Muster mehrerer Kulturen in sich, was laut Park letztlich zu einer Anpassung an und Aufnahme in die Ankunftsgesellschaft führt. Nach Schütz resultiert Migration in einem Zustand der Verwirrung für den:die Fremde:n. Denn diese:r hat nur das eigene *system of cultural knowledge* internalisiert, weshalb kulturelle Muster der Ankunftsgesellschaft zunächst als unverständlich erscheinen können. Die Einheimischen hingegen sind blind für ihr eigenes

system of cultural knowledge, erwarten jedoch, dass der:die Fremde diese lernt und beherrscht. Durch die Desorientierung des:r Fremden entsteht eine Wertung des:r Fremden als illoyal.

In den 1920er Jahren entsteht das „Race Relations Cycle“ von Robert Park, Ernest Burgess (Park & Burgess, [1921] 1969) und der Chicago School, in den 1950er Jahren dann Shmuel Eisenstadts Drei-Phasen-Modell (Eisenstadt, 1951, 1954). In den 1960er Jahren entsteht Milton Gordons Assimilationstheorie (1964, 1978) und Everett S. Lee (1966) erstellt das Push-Pull-Modell, um Migrationsursachen und -faktoren zu bestimmen, die ein Individuum zum Verlassen einer Herkunftsregion motivieren bzw. zu einem Zielort hinziehen. Robert Park und Milton Gordon ähneln sich insofern, dass sie den Prozess der Eingliederung von Migrant:innen in die Aufnahmegesellschaft theoretisch zu erklären versuchen. Nach Robert Parks stellt eine Assimilation eine natürliche Entwicklung der vollständigen kulturellen Angleichung an die Ankunftsgesellschaft dar.

Bis in die 1930er Jahre hinein ist die Migrationssoziologie noch teilweise von „rassistischen Überlegenheitsfantasien“ (Gaupp, 2015, S. 19) geprägt. In der frühen Migrationsforschung bis in die 1960er Jahre hinein werden ethnische Gruppen als natürliche, homogene und unveränderliche statische Gruppen verstanden. Der Fokus der frühen Migrationsforschung liegt oftmals auf Vorher-Nachher-Vergleichen und Analysen zu „Assimilation“ und „Akkulturation“ von Migrant:innen, bis allmählich in den 1970er Jahren ein Perspektivwechsel – weg von Fragen der Akkulturation und Assimilation hin zu einem „Integrationsparadigma“ (Gaupp, 2015, S. 19) – stattfindet. Dennoch bleibt der abgrenzende Blick auf Migrant:innen als fremd und anders sowie der Fokus auf soziale Problematiken von und durch Migrant:innen bestehen (Gaupp, 2015, S. 19).

Die früheren klassischen Migrationstheorien in der Soziologie fokussieren anfänglich vor allem Ein- und Auswanderung sowie später die Migration von „Gastarbeiter:innen“ und befassen sich im Allgemeinen mit Fragen der „Integration“ bzw. „Assimilation“. Darüber hinaus werden Motivationsgründe für beziehungsweise Einflussfaktoren und Auswirkungen von Migration thematisiert (Pries, 2022, S. 3 f.). Bei dem Begriff der „Gastarbeiter:innen“ handelt es sich dabei um eine Fremdzuschreibung, die das Narrativ einer zeitlich befristeten Arbeitsmigration mit einer Rückkehr in das Herkunftsland impliziert und eine Befremdung von Arbeitsmigrant:innen, die in den 1950er bis 1970er Jahren nach Deutschland migriert sind,

zur Folge hat. Dabei wird die Intention eines Daueraufenthalts in Deutschland vieler „Gastmigrant:innen“ außer Acht gelassen und zugleich verkannt, dass Deutschland ein Einwanderungsland gewesen ist (Hinnenkamp, 1990; Trede, 2016; Tufan, 2020). Die Befremdung und Problematisierung von Migrant:innen als fremde Andere wird unter der Beschreibung des „Migrationshintergrunds“ auf ihre Nachfahren ausgeweitet.

Auch spätere Migrationstheorien der 1980er Jahre befassen sich mit der Thematik der „Assimilation“. Hartmut Esser ist einer der prägenden Theoretiker dieser Zeit, bis in spätere Migrationstheorien hinein befasste sich Esser (2001) mit „Assimilation“. Er unterscheidet in einer seiner Theorien vier Arten der Sozialintegration, wobei eine Integration in eine Aufnahmegesellschaft nicht ohne Assimilation möglich sei. Assimilation versteht er als Angleichung der verschiedenen Gruppen in bestimmten Eigenschaften wie beispielsweise der Sprache. Er spricht dabei von ähnlichen Verteilungen (z. B. Bildung, Einkommen) unter Beibehaltung aller individuellen Ungleichheiten (z. B. Religion, kultureller Lebensstil) und meint nicht unbedingt eine einseitige Anpassung von Migrant:innen an die Aufnahmegesellschaft. Dennoch argumentiert Esser, dass eine Assimilation von Migrant:innen (über die Generationen hinweg) an die Aufnahmegesellschaft empirisch wahrscheinlich ist, während Mehrfachintegrationen unwahrscheinlich seien. Dies wird durch spätere Forschungsarbeiten mehrfach widerlegt (Foroutan & Schäfer, 2009; Freist et al., 2019; Mecheril, 2001). Essers Perspektive wird zudem kritisiert, da Exklusionsprozesse und strukturelle Ungleichheiten vernachlässigt werden.

Mit den 1990er Jahren gewinnen in der Migrationsforschung Theorien der Transnationalität wie auch die Überwindung eines methodologischen Nationalismus (Wimmer & Glick Schiller, 2002) an Einfluss. Damit werden „die engen Konzepte von Ein- und Auswanderung, Integration und Identität an die Realität plurilokaler Lebensweisen und mehrdirektionaler Migrationen angepasst“ (Huxel et al., 2020, S. 15).

Insgesamt reproduziert die bisherige Migrationsforschung mehrheitlich eine Denkweise, die eine Leitdifferenzierung entlang von ethnisch-nationalen Kategorien vollzieht (Yıldız, 2018a, S. 53). Menschengruppen werden homogenisiert; zugleich werden Kulturen in sich als etwas Einheitliches gedacht und als trennscharf von anderen Kulturen gesehen. Die Perspektive baut auf der dichotomen Unterscheidung zwischen „wir“ und „den anderen“ bzw. „eigen“ und „fremd“ auf (Yıldız, 2014).

In diesem Zuge werden die Auseinandersetzungen mit Herkunft, Ethnizität und Assimilation bzw. Integration zentral. Sie leiten bis heute den Migrationsdiskurs, werden in Alltagsmythen sichtbar und prägen zudem die Wissenschaft (Yildiz, 2018a, S. 53). Es kann der Anschein entstehen, es handele sich um nützliche analytische Kategorien. Bei näherer Betrachtung wird aber die soziale Konstruiertheit der Begriffe deutlich, denn Unterscheidungen entlang von ethnisch-nationalen Kategorien müssen erst als Kerndifferenzierung von Menschengruppen relevant gemacht werden. Mit der Relevantmachung wirken diese realitätserzeugend. Die Unterscheidung von Menschen anhand von Ethnizität, Herkunft oder ähnlichen Kategorien wirkt sich auf Wahrnehmungen und Lebensrealitäten von Menschen aus. Diese Leitdifferenzierung reduziert Personen mit Migrationsbezug auf ihre Herkunft und verhindert damit eine differenzierte Auseinandersetzung mit ihren komplexen Lebensrealitäten (Yildiz, 2018a, S. 53 f.). Hierauf antwortet die postmigrantische Perspektive, indem sie einen Perspektivwechsel mit sich bringt, plurale Lebensformen und Identitäten beachtet und ihren Fokus auf vorherrschende Machtverhältnisse legt. Postmigrantische Gesellschaften werden aus einer postmigrantischen Perspektive untersucht. Inwiefern Deutschland und Österreich postmigrantische Gesellschaften sind, werde ich im Folgenden erläutern, bevor ich die postmigrantische Perspektive weiter ausführe.

Grundsätzlich stellt Foroutan, in Anbetracht der Diversität der Gesellschaft, die Unterteilung in migrantisch und nicht-migrantisch infrage; sie spricht sich für eine Gesellschaftsanalyse aus, die über das Migrantische hinausgeht (Foroutan, 2016, S. 227). Das Konzept der postmigrantischen Gesellschaft soll dabei keineswegs eine utopische Gesellschaftsform darstellen, in der migrationsbedingte Diskriminierung, Rassismus und Ungleichheiten überwunden wären. Im Gegenteil – diese werden hervorgehoben: Machtstrukturen durch Privilegien sowie ihre Legitimationsmechanismen werden im Kontext historischer Entstehungsgeschichte infrage gestellt (Foroutan, 2019, S. 53). Foroutan macht anhand von fünf Charakteristika fest, ob eine Gesellschaft als postmigrantisch verstanden werden kann. Nach Foroutans Verständnis erfüllen Deutschland und Österreich diese fünf Charakteristika einer postmigrantischen Gesellschaft: (1) Eigene Anerkennung als Einwanderungsland, (2) Aushandlung von Rechten und Positionen von Minderheiten, (3) Ambivalenzen in der Positionierung zu Migration, (4) Allianzen über die Herkunftsgrenzen hinaus, (5) Antagonismen zwischen Befürwortern und Gegnern von Vielfalt und Heterogenität (Foroutan, 2016).

Die postmigrantische Perspektive bedeutet in erster Linie einen Perspektivwechsel und ist eine Antwort auf einen lange vorherrschenden Migrationsdiskurs, der von limitierenden und homogenisierenden Perspektiven auf Migrant:innen geprägt war (Huxel et al., 2020). Der Begriff der „postmigrantischen Perspektive“ folgt im Allgemeinen keiner diskursübergreifend einheitlichen Definition (Foroutan et al., 2018). Trotz der variierenden Begriffsverwendung gibt es übergreifende Gemeinsamkeiten, die im Folgenden erläutert werden. Ein sozialwissenschaftliches Konstrukt wurde der Begriff unter anderem durch Erol Yıldız (2014, 2016) und Naika Foroutan (2016, 2019).

Aus einer postmigrantischen Perspektive wird das Bild von Sesshaftigkeit als gesellschaftlicher Normalzustand kritisiert bzw. aufgelöst (Yıldız, 2018b, S. 54). Mit Blick auf die Rolle von Migration in der bisherigen Menschheitsgeschichte (z. B. bei der Entstehung von Städten) zeigt sich, dass Migration und Wanderung als Normalzustand der menschlichen Gesellschaft betrachtet werden können. Migration stellt somit kein Problem aktueller (post-)moderner Gesellschaften dar, sondern ist ein andauerndes Phänomen menschlicher Gesellschaften.

Der Begriff „postmigrantisch“ kann in mehrerer Hinsicht irreführend sein. Das Präfix „post-“ kann eine zeitliche Beschreibung andeuten, doch verweist hier eben nicht auf eine zeitliche Dimension, sondern bezieht sich auf gesellschaftspolitische Aushandlungen *nach* Migration. Es geht nicht mehr darum, ob ein Land ein Entwicklungsland ist, sondern was es als Entwicklungsland macht und wie es mit Fragen der Ungleichheit umgeht.

Zusätzlich irreführend am Präfix „post-“ ist eine semantische Distanzierung zum Migrantischen, wodurch der Eindruck einer Überwindung von Migration entsteht (Mecheril, 2014). Tatsächlich soll mit dem Begriff aber nicht die Überwindung von Migration oder seinen Herausforderungen wie Rassismus impliziert werden, vielmehr liegt der Fokus auf den Verhältnissen *nach* der Migration und auf den bestehenden Herrschaftsverhältnissen, indem eben diese thematisiert werden.

Darüber hinaus scheint der Schwerpunkt der postmigrantischen Perspektive aufgrund seiner Namensgebung das Migrantische zu sein. Dabei thematisiert die postmigrantische Perspektive indes nur zu einem Teil Migration. Das Migrantische steht zwar im Fokus; gleichzeitig geht die Perspektive aber über das Migrantische hinaus.

Aus einer postmigrantischen Perspektive wird Migration als Normalzustand, nicht als Ausnahmezustand betrachtet, und bestehende Dominanz- und Herrschaftsverhältnisse werden eingefangen. Migration ist dabei nicht nur Forschungsgegenstand, sondern auch Ausgangspunkt des Denkens. Migration wird nicht mehr als Nebenerscheinung gesehen, die nur individuelle oder familiäre Strukturen betrifft, sondern ist für bestehende Dominanzverhältnisse in der Gesellschaft maßgeblich. Migration wird somit als gesamtgesellschaftliche (und nicht als individuelle oder familiäre) Erfahrung verstanden, welche vorherrschende soziale Konzepte und Praktiken von Integration und Zugehörigkeit reflektiert und hinterfragt (Yıldız, 2014). Tatsächlich gilt das Interesse an gesellschaftspolitischen Aushandlungen über die Migration hinaus. In Migrationsfragen zeigt sich lediglich beispielhaft das nicht erfüllte demokratische Versprechen nach Gleichheit (Foroutan, 2019).

Migration ist, wie bereits erwähnt, als Aushandlungsfeld eines größeren Problems zu verstehen. Als Reaktion auf die zunehmende Diversität und Vielfalt an Identitäten in der heutigen Gesellschaft steigt auch der Drang nach Eindeutigkeit und Ordnung. Die Positionierung zwischen Einheimischen und Fremden wird erzeugt beziehungsweise verstärkt. Konkret bedeutet das: Migrant:innen werden problematisiert. Auch zeigt sich der Drang nach Eindeutigkeit im Wahlverhalten. Foroutan (2019) spricht von einer Vereindeutigungspolitik, mit der zunehmend Wähler:innen gewonnen werden können.

Konkret bedeutet das, dass Foroutan eine Polarisierung der Gesellschaft sieht, die in der Migrationsdebatte ihren Höhepunkt findet. Von dieser Beobachtung beginnend, geht sie der Frage nach, warum eine derart polarisierte Migrationsdebatte existiert und was dieser Dichotomie von Gut und Böse im Migrationsdiskurs zugrunde liegt. Sie kommt zu dem Schluss: Die Polarisierung in der Gesellschaft zeigt sich zwar anhand des Migrationsdiskurses, Migration stellt jedoch nicht das eigentliche Problem dar. Denn der Migrationsdiskurs ist von einem Drang nach Eindeutigkeit geprägt, der sich nicht alleinig auf Migration bezieht. Mit der Diversität und Vielfalt von Identitäten in der heutigen Gesellschaft steigt der Drang nach Eindeutigkeit und Ordnung im Allgemeinen, was sich schließlich im Migrationsdiskurs äußert. Mithilfe der Migrationsdebatte können Probleme überdeckt werden, die ohne Migration auch vorhanden wären. Nur werden diese über die Migrationsdebatte und die Problematisierung von Migrant:innen externalisiert. So lenkt beispielsweise eine Debatte über Sexismus durch Migrant:innen von bereits vorherrschendem Sexismus in Deutschland oder Österreich

ab. Dieser existiert gänzlich ohne das Zutun von Migrant:innen, kann jedoch über den Katalysator der Migration von der „deutschen“ oder „österreichischen“ Bevölkerung abgewandt werden (Foroutan, 2019, S. 17).

Foroutan (2019) argumentiert, der Konflikt um Migration innerhalb einer postmigrantischen Gesellschaft würde nicht das eigentliche Problem behandeln. Das „post-“ verweise darauf, dass *hinter* die Migrationsdebatte geblickt werden muss, um das darunterliegende Problem aufzudecken. Erst dadurch zeige sich, worum es tatsächlich ginge, nämlich um die „*Aushandlung und Anerkennung von Gleichheit als zentrale[s] Versprechen der modernen Demokratien*“ (Foroutan, 2019, S. 13; Hervorh. im Original), das die Gesellschaft polarisiert.

Zusammenfassend bedeutet eine Betrachtung der Gesellschaft aus einer postmigrantischen Perspektive, hinter das Migrantische zu blicken und Raum für komplexe Lebensrealitäten zu schaffen. Es bedeutet eine Abwendung vom bisherigen polarisierenden Migrationsdiskurs. Die postmigrantische Perspektive versteht das Versprechen der Gleichheit innerhalb der demokratischen Gesellschaft als etwas Greifbares, das angestrebt werden sollte. Die Einforderung des Versprechens anhand der Migrationsfrage ist dabei lediglich ein Beispiel. Migration ist zu einer Projektionsfläche für eine großflächigere, allgemeine Ablehnung von Pluralität und diversen Lebensentwürfen geworden. In der Migrationsdebatte konzentriert sich diese Ablehnung. Die Einforderung des Versprechens der Gleichheit sollte mit einer postmigrantischen Perspektive auf alle Ebenen ausgeweitet und somit gleichsam bei Forderungen nach Gerechtigkeit und Gleichheit in Dimensionen wie beispielsweise des Feminismus, Klassismus oder Klimas mitgedacht werden (Foroutan, 2019, S. 277).

Gleichsam hat die postmigrantische Perspektive Limitationen. Obwohl die postmigrantische Perspektive Gerechtigkeit und Gleichheit auf vielen Ebenen fordert und in diesem Sinne über das Migrantische hinausgeht, liegt der Fokus doch auf dem Migrantischen. Die Perspektive befasst sich nicht ausführlich mit anderen Themen wie Gender oder Class. Auch intersektionale Ungleichheiten mit ihren Mehrfachexklusionen werden nicht explizit bearbeitet. Nichtmigrantische Fragen werden somit im Gesamtkonstrukt mitgedacht, aber nicht ausführlicher behandelt. Die postmigrantische Perspektive kann zwar gemeinsam mit weiteren Perspektiven wie einer postkolonialen Perspektive behandelt werden, bindet bereits existierende kritische Perspektiven wie diese jedoch nicht explizit in das eigene theoretische Gerüst mit ein.

Da die postmigrantische Perspektive insbesondere das Migrantische in den Fokus nimmt, eignet sich diese Perspektive jedoch für mein Forschungsinteresse. Ich interessiere mich explizit für kulturelle Zugehörigkeiten im Migrationskontext. Während die Relevanz von Dimensionen wie Gender, Sexualität oder Class prinzipiell für eigene Zugehörigkeiten relevant werden können, lege ich meinen Fokus auf die Verhandlung von kulturellen (Nicht-)Zugehörigkeiten. Darüber hinaus eignet sich die postmigrantische Perspektive für die Bearbeitung meiner Arbeit, da ich mich für die Perspektive von Nachkommen von Migrant:innen interessiere. Die postmigrantische Perspektive stellt ebenso die Perspektive von Migrant:innen in den Fokus, indem *mit* anstatt *über* Migrant:innen gesprochen wird. Erfahrungen, Wünsche, Selbstverständnisse und Probleme werden aus der Perspektive von Migrant:innen behandelt. Dabei wird der Raum für eine Vielfalt an Lebensentwürfen und Identitäten gehalten, was sich in Anbetracht meines Forschungsinteresses als sehr passend erweist. Auch vorherrschende Machtverhältnisse werden beachtet. Da ich Rassismus und mögliche Diskriminierungserfahrungen nicht ausklammern, sondern als mögliche Erfahrung einbeziehen möchte, eignet sich auch in dieser Hinsicht die postmigrantische Perspektive zur Untersuchung meines Forschungsgegenstands.

3.2 Zugehörigkeiten im Kontext der postmigrantischen Gesellschaft

Zugehörigkeit wird in das Verständnis der postmigrantischen Gesellschaft eingebettet, wobei (Nicht-)Zugehörigkeit im Allgemeinen als eine Grenzziehung betrachtet werden kann, die eine Wir-Gruppe nach innen bzw. eine Abgrenzung nach außen erschafft (Neckel, 2003, S. 162). (Nicht-)Zugehörigkeit folgt dabei einer Logik der Kategorisierung in Gruppen. Foucault (1974) beschreibt dies als einen Prozess der Fixierung, Normierung, Ausgrenzung und Hierarchisierung. Neckel (2003, S. 161) betont daher: „Zugehörigkeiten sind [...] nicht natürlicherweise oder aus objektiven Gründen gegeben.“ Die Grenzen gehen außerdem nicht auf kulturelle Differenzen zurück, sondern auf „symbolische Grenzziehungen und Definitionskämpfe sozialer Akteure“ (Hartmann, 2011, S. 103), die konstant ausgehandelt werden.

Symbolische Grenzziehungen sind als wirkmächtige Ein- und Ausschlussprozesse, die Zugehörigkeiten und Ausgrenzung schaffen, zu verstehen (Lamont & Molnár, 2002). Mit symbolischen Grenzziehungen werden gewichtige Strukturen hervorgebracht, die durch Abstecken von Abgrenzungen und Zugehörigkeiten die Verteilung von Ressourcen und Lebenschancen

beeinflussen. Über symbolische Grenzziehungen wird in der Soziologie auch im Kontext von sozialen Ungleichheiten gesprochen, die auf einer Kategorisierung von ‚wir‘ und ‚die anderen‘ basieren und soziale Strukturkategorien wie Class, Gender und Ethnizität schaffen (Anthias, 2001).

Die Wirkmacht sozialer Grenzziehungen, die mit Zugehörigkeiten auch Ausgrenzungen schaffen, tritt an diesen Strukturkategorien besonders zutage. Geschlecht, Class, Ethnizität und Körper sind schließlich keine natürlichen Kategorien, sondern werden sozial konstruiert; die Grenzen sind veränderbar und werden sozial gezogen (Degele & Winker, 2011). Gleichsam bringen sie unterschiedliche Herrschaftsverhältnisse hervor; es entstehen Klassismen, Heteronormativismen, Rassismen und Bodyismen, die auf die Verteilung von Ressourcen und Lebenschancen wirken und damit Lebensrealitäten formen (Degele & Winker, 2011). Soziale Grenzziehungen und Zugehörigkeiten können also einen erheblichen Einfluss auf Lebensrealitäten haben.

Zugehörigkeiten beschreiben somit keinen Zustand, sondern stellen eine soziale Konstruktion dar, die in der sozialen Praxis ausgehandelt wird. Um die soziale Konstruktion von Zugehörigkeiten gebührend abzubilden, kann der Begriff „Doing Belonging“ hilfreich sein, wie ihn auch beispielsweise Meißner (2019) in ihrer Arbeit verwendet, um den sozialen relationalen Prozess von Zugehörigkeitspraktiken zu beschreiben. Der Doing-Ansatz, wie er auch bereits zur Beschreibung von gesellschaftlichen Bedeutungsprozessen (z. B: Doing Gender) Verwendung findet, fragt danach, wie diese Bedeutungsprozesse geschaffen, erhalten oder verworfen werden. Zugehörigkeiten verstehe ich dabei wie auch Meißner (2019) nicht nur aus einer dekonstruierten Perspektive, sondern möchte auch die Vielfalt von Zugehörigkeiten beachten und Raum für sich intersektional überschneidende und komplexe Formen geben, die auch mehrdeutig und widersprüchlich sein könnten. Mein Verständnis von Zugehörigkeiten, wie es der Plural bereits andeutet, folgt dabei einer intersektionalen Logik. Somit können verschiedene Zugehörigkeiten gleichzeitig existieren und miteinander zusammenhängen.

Kulturelle Zugehörigkeit bzw. kulturelle Identität kann mit Stuart Hall (1990) schließlich als relationale Position verstanden werden, die prozesshaft entsteht und unvollendet bleibt. Der Prozess ist nie abgeschlossen, da es sich bei kultureller Identität nicht um eine erreichte Tatsache, sondern um einen Prozess handelt. Sie entsteht aus dem Inneren und kann nicht von außen auferlegt werden (Hall, 1990). Lamont (2001) beobachtet zudem, dass kulturelle Identität

tität durch einen strukturellen und kulturellen Kontext und den damit verbundenen Zugang zu kulturellen Repertoires eingegrenzt wird (Lamont, 2001). Nach Lamont haben zudem symbolische Grenzziehungen eine wichtige Rolle für die Aushandlung von kulturellen Identitäten inne. Durch symbolische Grenzziehungen werden „wir“ und „die anderen“ konstruiert, wodurch schließlich Gruppen definiert werden (Epstein, 1992).

Dennoch sind kulturelle Identitäten ebenso wie Kulturen nicht als homogen zu verstehen. Kulturen sind weder homogen noch klar voneinander abgrenzbar (Hein, 2006, S. 20). Hervorzuheben wäre zudem, dass kulturelle Ähnlichkeiten auch immer mit einer Vielzahl an Unterschieden einhergehen (Hall, 1990, S. 225). Kultur wird in dieser Arbeit als ein nicht-homogenes, vielfältiges und komplexes System verstanden, das nicht statisch, sondern dynamisch ist. Kulturen verändern sich; sie sind unabgeschlossen (Hein, 2006: 20). Somit sind auch kulturelle Identitäten unabgeschlossen, verändern sich und sind nicht kulturell klar abgegrenzt oder homogen.

4. Empirische und methodische Vorgehensweise

Im vierten Kapitel lege ich die empirische und methodische Vorgehensweise dar. Um die Forschungsfrage nach der Rolle intergenerationaler Transmission von Migrationsgeschichte für die Aushandlung von Zugehörigkeiten bei Personen mit Migrationsgeschichte zu bearbeiten, wurden Interviews mit der partizipativen Fotobefragung erhoben. Teilnehmer:innen wurden dem interaktiv-zirkulären Arbeitsprozess der Grounded Theory folgend nach minimalem und maximalem Kontrast ausgesucht. Das bedeutet, dass ich im Anschluss an einen vorangegangenen Fall entweder einen möglichst ähnlichen oder möglichst unterschiedlichen Fall untersucht habe. Die Fallauswahl endet mit der theoretischen Sättigung bzw. sobald ein Konzept mit seinen Kernmerkmalen, Bedingungen und Konsequenzen vollständig erfasst ist; im Falle der vorliegenden Arbeit ist die Teilnehmer:innensuche nicht abgeschlossen, da das Konzept noch nicht lückenlos erfasst werden konnte.

Die Teilnehmer:innensuche erfolgte über das entfernte soziale Netzwerk. Besonders durch einen digitalen Aufruf über Instagram und das Teilen des Aufrufs durch Bekannte konnten viele Interessierte gefunden werden. Im Zeitraum zwischen November 2021 und Juni 2022 haben insgesamt elf Interviews stattgefunden. Im Rahmen der partizipativen Fotobefragung wurden die Teilnehmenden dazu eingeladen, in einem Zeitraum von circa zwei Wochen Fotos mit Bezug auf ihre eigenen Zugehörigkeiten zu machen und diese anschließend in Einzelinterviews zu besprechen. Die Interviews wurden anonymisiert beziehungsweise pseudonymisiert. Insgesamt liegt Datenmaterial in Form von elf Interviewtranskripten sowie 174 Fotos vor. Der Umfang der einzelnen Fotoprojekte liegt zwischen 7 und 29 Fotos. Die durchschnittliche Dauer der Interviews beträgt 1 Stunde 55 Minuten. Das kürzeste Interview hat eine Dauer von 1 Stunde 13 Minuten, während das längste Interview eine Dauer von 3 Stunden hat. Die Fotos wurden im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht analysiert. Die Interviews wurden nach der Logik der Constructivist-Grounded-Theory-Methodologie nach Charmaz interpretiert. Das Ziel der Grounded-Theory-Methodologie ist die Theoriebildung, die aus dem Datenmaterial abgeleitet wird. Die Datenanalyse hat zirkulär mit der Teilnehmer:innenauswahl, Datenerhebung, Kodierung und Theoriebildung im Wechsel und in wechselseitiger Abhängigkeit zueinander stattgefunden. Die Datenauswertung mit der Constructivist Grounded Theory nach Charmaz hat mit dem Initial Coding begonnen. Daraufhin erfolgten die nächsten Kodierschritte, das Focused Coding, das Axial Coding und das Theoretical

Coding, um schließlich eine Theorie zu generieren. Der Auswertungsprozess wurde vom Schreiben von Memos begleitet, um vorläufige Theorien und Konzepte zu reflektieren und Ideen festzuhalten.

4.1 Constructivist Grounded Theory

Die Constructivist Grounded Theory ist eine Weiterentwicklung der Grounded-Theory-Methodologie nach Barney Glaser und Anselm Strauss (1967) durch Kathy Charmaz (2014). Charmaz' Neuerung baut auf der Methodologie nach Glaser und Strauss auf und weicht gleichzeitig in einigen essenziellen Punkten von ihr ab. Um Charmaz' weiterentwickelte Constructivist Grounded Theory zu verstehen, werde ich zunächst den Ansatz nach Glaser und Strauss erläutern, um die Kernmerkmale von Charmaz' Constructivist Grounded Theory sowie Ähnlichkeiten und Unterschiede herauszuarbeiten.

Beide Ansätze bauen auf einem gemeinsamen Grundverständnis auf. Im Allgemeinen handelt es sich bei der Grounded Theory um eine Methodologie zur Erhebung und Analyse qualitativer Daten. Die Methodologie folgt der Logik der qualitativen Forschung; Ziel ist nicht die statistische Repräsentativität, sondern die Repräsentativität der Konzepte (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021, S. 253 f.).

Das Ziel der Grounded-Theory-Methodologie ist die Theoriebildung, die aus dem Datenmaterial abgeleitet wird. Die Theoriegenerierung beginnt mit der Analyse der beobachteten Informationen aus den Daten und entwickelt sich durch den iterativen Wechsel zwischen Analyse und Daten (Charmaz, 2014, S. 1). Datenerhebung, Datenauswertung, offene und theoriegeleitete Kodierung, ständiges Vergleichen, Memoing, Theoriebildung und Theoretical Sampling finden in wechselseitiger Abhängigkeit zueinander abwechselnd bis zur theoretischen Sättigung statt (Strauss, 1991, S. 44 ff.). Theoretische Sättigung ist erreicht, sobald ein Konzept mit seinen Kernmerkmalen, Bedingungen und Konsequenzen vollständig erfasst ist. Die Anzahl der Befragten hängt somit vom Zeitpunkt der erreichten theoretischen Sättigung ab. Im Rahmen der vorliegenden Abschlussarbeit weicht die Vorgehensweise ab, da keine theoretische Sättigung erreicht wurde. Der Logik der Grounded-Theory-Methodologie folgend, würden weitere Interviews geführt werden, bis alle Konzepte vollständig gefüllt werden konnten und somit die Suche nach seinem Vorkommen abgeschlossen werden kann.

Der Ansatz nach Glaser und Straus unterscheidet sich in einigen Kernmerkmalen von der weiterentwickelten Constructivist Grounded Theory: Die zwei Ansätze arbeiten mit unterschiedlichen Annahmen zu der Beziehung zwischen den Daten und dem:der Forscher:in. Glaser und Strauss verstehen Forschende als neutral und objektiv, die aus den Daten Schlüsse ziehen und eine externe Realität zeigen können. Charmaz geht davon aus, dass es mehrere Realitäten gibt und Forschende Ergebnisse in der Interaktion mit den Daten erschaffen; die Analyse ist von der Position, den Werten und den Handlungen des Forschenden geprägt. Es wird keine objektive Wahrheit entdeckt, sondern Forschende erschaffen aktiv und subjektiv Kategorien und Ergebnisse aus ihrer eigenen Position heraus. Die Bedeutsamkeit von Subjektivität für die Dateninterpretation zeigt sich durch das „Constructivist“ in Charmaz' Namensgebung. Charmaz beobachtet, dass Soziolog:innen ihre Forschungsergebnisse als objektive Darstellung statt als subjektive Konstruktion der beforschten Welten behandelten. Charmaz kritisiert die fehlende Reflexion der eigenen Rolle und Perspektive durch Forscher:innen. Aus Charmaz' Perspektive sind Ergebnisse immer an ihren subjektiven Kontext gebunden; soziale Realität ist nicht von Subjektivität zu trennen. Wichtige Merkmale der Constructivist Grounded Theory sind somit Reflexivität und Subjektivität. Forschende sollten die Konstruiertheit ihrer Forschungsergebnisse beachten und bestmöglich reflektieren. Dazu gehört eine Auseinandersetzung mit ihrer Rolle in der Dateninterpretation sowie mit der eigenen Perspektive und den eigenen Annahmen zum Forschungsobjekt (Charmaz, 2014, S. 14).

Hier möchte ich kurz auf meinen persönlichen Zugang zu dem Thema eingehen. Das Interesse an dem Thema basiert auf meiner persönlichen familiären Migrationsgeschichte. Ich bin somit als Forscherin Teil der Zielgruppe und von Rassismus und Diskriminierung betroffen. Meine Perspektive ist entsprechend geprägt. Ich bringe eine Sensibilisierung bezüglich Rassismus und Diskriminierung mit und mein Blick ist für diese Themen geschärft. Mit meiner eigenen Betroffenheit kommt zudem der Wunsch, den Perspektiven von Personen mit Migrationsgeschichte Raum zu geben, was sich im gesamten Forschungsprozess sowie der theoretischen Rahmung der postmigrantischen Perspektive zeigt und auch die Dateninterpretation formt. Die Theoriegenerierung konstruiere ich aus meiner Position heraus und bringe bereits bestimmte Prägungen, Sensibilisierungen und Ideen mit. Diese versuche ich bestmöglich zu reflektieren – beispielsweise indem ich die Daten nicht allein interpretiere und fachfremde Personen in die Prüfung meiner Ergebnisse miteinbeziehe. Dennoch entstehen

die Ergebnisse aus meiner Position heraus und sind zudem durch ihren zeitlichen und lokalen Kontext geprägt.

Ein weiterer Unterschied zwischen der Objectivist Grounded Theory nach Glaser und Strauss und der Constructivist Grounded Theory liegt in der Generalisierung der Forschungsergebnisse. Charmaz versteht Generalisierungen als partial und in Abhängigkeit von Kontext, Zeit, Ort, Position und Interaktion. Glaser und Strauss verfolgen hingegen das Ziel einer kontextfreien Generalisierung, also einer Theorie, die über eine historische und situationsbedingte Position hinausgeht. Die Datenanalyse stellt einen objektiven Prozess dar. Beobachtete Kategorien formen die Datenanalyse, während die Reflexion der Daten und vorläufigen Ergebnisse eine Quelle für Datenmaterial von vielen ist. Der Fokus liegt auf dem Blick und den Kategorien der Forschenden. Charmaz legt ihren Fokus auf die Perspektive und Stimme der Teilnehmenden und versucht diese zu repräsentieren. Reflexion ist ein integraler Bestandteil der Datenanalyse. Subjektivitäten werden im gesamten Forschungsprozess beachtet und prägen die Perspektive der Forschenden. Dies spiegelt sich auch in den Analyseschritten wider. Die Analyse beginnt bei den co-konstruierten Daten durch Teilnehmende und Forschende. Der Codierprozess nimmt Bezug zu Aktionen und schließt Subjektivitäten ein.

Das Codieren ist ein wichtiger Bestandteil der Auswertung des Datenmaterials mit der Grounded-Theory-Methodologie. Nach Glaser und Strauss besteht das Codieren aus drei Schritten, beginnend beim „offenen Codieren“. Das Ziel besteht darin, erste vorläufige Konzepte zu entwickeln, die als Grundlage für weitere vorübergehende Fragen und Antworten fungieren können (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021, S. 265). Dafür werden Codes nahe am Text gebildet; es können auch direkte Zitate als In-vivo-Codes erstellt werden. Nehmen vermehrt Codes beziehungsweise Konzepte Bezug auf dasselbe Phänomen, werden schließlich Kategorien und Subkategorien gebildet. Im nächsten Codierschritt, dem „axialen Codieren“, werden die gebildeten Kategorien in Bezug zueinander gesetzt. Der Zusammenhang zwischen den Kategorien wird ausgearbeitet. Phänomen, Bedingungen, Kontext und Konsequenzen werden in Bezug zueinander gesetzt. Auch Schlüsselkategorien können in diesem Analyseschritt gefunden werden. Anschließend folgt das „selektive Codieren“. Das Ziel des letzten Codierschritts ist die Herausarbeitung von für die Schlüsselkategorie(n) und die Theoriegenerierung relevanten Konzepten. In diesem Schritt geht es fokussiert um die Bildung

einer Theorie, in die Konzepte und Phänomene eingebettet sind. Schlüsselkategorien werden gefestigt.

Auch im Rahmen der Constructivist Grounded Theory ist das Codieren essenziell für die Datenauswertung. Nach Charmaz besteht das Codieren aus mindestens zwei Hauptschritten: dem „Initial Coding“ und dem „Focused Coding“. Ersteres beschreibt die Phase, in der Wörter, Zeilen, Sätze oder Abschnitte benannt werden. In dieser Phase bleibt der:die Forscher:in offen für mehrere Bedeutungsmöglichkeiten, die sich aus den Daten ergeben können. Es wird danach gefragt, wer aus welcher Perspektive was (nicht) sagt. Der Fokus liegt dabei nicht nur auf dem „Was“, sondern auch auf dem „Wie“; Codes geben nicht nur Themen, sondern auch die Aktion durch den:die Befragte:n wieder. Perspektiven, Gefühle und Bedeutungszuschreibungen werden als aktive Handlung durch die Teilnehmenden formuliert. Codes bleiben nahe am Text, sind möglichst präzise und geben Handlungen wieder (Charmaz, 2014, S. 120).

„Focused Coding“ stellt ein selektives fokussiertes Coding dar. Signifikante, häufig vorkommende Initial Codes werden sortiert, organisiert, aufgebaut und in eine Theorie integriert (Charmaz, 2014, S. 113). Der:die Forscher:in selektiert in dieser Phase, welche Initial Codes für die Forschungsfrage relevant sind, wodurch der Auswertungsprozess beschleunigt und vorangetrieben wird (Charmaz, 2014, S. 138). Anstelle eines kleinteiligen Codierens nach Wörtern, Zeilen oder Sätzen werden größere Abschnitte nach Relevanz codiert und bereits erstellte Initial Codes miteinander verglichen, um Muster herauszuarbeiten. Während das Initial Coding Offenheit für Bedeutungsmöglichkeiten eröffnet, wird der Ergebnisgenerierung durch das Focused Coding nun eine Richtung gegeben. Es werden Entscheidungen darüber getroffen, welche Codes relevant sind und ausgebaut werden.

Das „axiale Codieren“ ist nach Charmaz kein notwendiger Schritt, kann aber dennoch hilfreich sein. Charmaz merkt zudem an, dass die theoretische Trennung der Analyseschritte nach der Constructivist Grounded Theory und der Objectivist Grounded Theory nach Glaser und Strauss in der Praxis oftmals nicht trennscharf sei. In der Forschungspraxis können sowohl Anteile aus der Constructivist Grounded Theory als auch der Objectivist Grounded Theory nach Bedarf und Passung genutzt werden (Charmaz, 2014, S. 234). Dies spiegelt sich auch in dieser Arbeit wider. Während sich die methodische Umsetzung in der vorliegenden Arbeit stark nach der Constructivist Grounded Theory richtet und den Annahmen zu der Be-

ziehung zwischen Daten und Forscher:in, der Rolle von Subjektivität und Reflexivität und dem Ziel bei der Theoriebildung nach Charmaz folgt, überschneiden sich Codierschritte teilweise mit dem Ansatz von Glaser und Strauss. Beispielsweise habe ich in drei Schritten statt zwei Schritten codiert; das axiale Codieren hat sich in meinem Fall als hilfreich zur Prüfung und Weiterentwicklung der Ergebnisse und Schlüsselkategorien erwiesen.

Darüber hinaus kommt dem Schreiben von Memos sowohl bei Glaser und Strauss als auch bei Charmaz eine hohe Bedeutung zu. Memos sind informelle analytische Notizen, die die Forscher:innen dabei unterstützen, Ideen, vorübergehende Ergebnisse, Fragen und Antworten festzuhalten. Memoing erlaubt eine aktive analytische Auseinandersetzung mit dem Datenmaterial und den vorübergehenden Ergebnissen. Memos sind hilfreiche Tools, um den Forschungsprozess und Forschungsergebnisse zu reflektieren, zu prüfen, zu vertiefen und weiterzuentwickeln (Charmaz, 2014, S. 162 ff.).

4.2 Erhebung mit der partizipativen Fotobefragung: Methodologie und Methode

Im Anschluss an die Darstellung der Constructivist Grounded Theory wird die partizipative Fotobefragung nach Bettina Kolb erläutert und in diesem Zuge mit der Datenerhebung meiner Forschungsarbeit verbunden. Bei der partizipativen Fotobefragung handelt es sich um eine Erhebungsmethode der visuellen Soziologie, in der die Teilnehmer:innen aktiv als Fotografierende in den Forschungsprozess eingebunden werden. Die Befragten werden dazu eingeladen, Fotos zu einem Fotoauftrag zu schießen. Der Fotoauftrag orientiert sich an der Forschungsfrage. Mit der Erhebungsmethode wird über das Bild zuvor Unbekanntes, Flüchtiges oder schwer Verbalisierbares ausdrückbar. Die entstandenen Fotos werden in ausgedruckter Form in das anschließende Interview mit eingebunden.

„Fotografieren heißt hier, einen Blick auf ein soziales Phänomen zu werfen und in einem Foto visuell festhalten“, so Kolb (2008b, S. 1). Das Gesehene wird mithilfe der Fotografie durch ein Abbild der Wirklichkeit unabhängig von Zeit und Raum festgehalten. Gleichzeitig wird die Wirklichkeit durch den Blick durch die Kamera verändert und entfremdet: „Fotografien schaffen durch die bildliche Abstraktion eine Wirklichkeit zweiter Ordnung. Sie verschaffen auch Distanz zur vertrauten Welt und bieten dadurch die Möglichkeit, die vertraute Welt neu wahrzunehmen.“ (Wuggenig, 1990, S. 112) Durch die damit verbundene Distanz zum

Bild wird ein neuer Blick darauf eröffnet. Das Gesehene verändert sich dabei mit der Person, die das Bild betrachtet (Kolb, 2001, S. 64).

Fotografie versteht Kolb als Ausdruck sozialer Wirklichkeit, und die partizipative Fotobefragung ermöglicht einen interpretativen Zugang zur sozialen Wirklichkeit. Evidenz entsteht über das Bild (Kolb, 2001, S. 69 ff.). Mehrere unterschiedliche Bedeutungsstrukturen können gleichzeitig nebeneinander vorliegen. Sie können divers und ambivalent sein. Mehrere Bedeutungsstrukturen und Lesarten können alle in gleichem Maße relevant sein (Kolb, 2008b, S. 4).

Ihren Ursprung findet die partizipative Fotobefragung im Ansatz von John Collier (Collier & Collier, 1991). John Collier verwendete Fotografien im Kontext einer Befragung in einem anthropologischen Forschungsprojekt. Der Name der Fotobefragung wurde durch Ulf Wuggenig (1990) geprägt, der seine Erhebungsmethode von Colliers Ansatz abgrenzte. Während Collier Fotos nur unterstützend verwendete, wurden Fotografien bei Wuggenig zu einem aktiven Teil der Erhebung; die Teilnehmer:innen haben die Fotos mithilfe einer Sofortbildkamera selbst geschossen, bevor die Bilder direkt im Anschluss gemeinsam besprochen wurden. Es zeigen sich bereits Ähnlichkeiten zu der partizipativen Fotobefragung nach Bettina Kolb.

Bettina Kolb (2001) baute mit der partizipativen Fotobefragung auf den vorangegangenen Fotobefragungen von Collier und Wuggenig auf. Sie entwickelte damit eine Erhebungsmethode, die Datenmaterial in Form von Fotos und Interviewmaterial erzeugt, mithilfe dessen Forschungsfragen bearbeitet werden können.

Besonders ist an der partizipativen Fotobefragung die vergleichsweise hohe Einbindung der Befragten in den Forschungsprozess. Dieser wird größtenteils durch die Teilnehmenden strukturiert, geformt und geleitet. Teilnehmer:innen treten aus ihrer Rolle als Befragte heraus und werden darüber hinaus zu Fotografierenden sowie Erforschenden ihrer eigenen Lebensrealitäten. Das Interview selbst wird vorwiegend durch die Interviewpartner:innen selbst strukturiert, indem sie entscheiden, wann sie über welches Foto sprechen möchten. In diesem Zuge setzen sie nicht nur durch das Schießen der Fotos, sondern auch in ihrer Erzählung eigene Bedeutungs- und Relevanzsysteme. Es entsteht ein Dynamik- und Machtausgleich zwischen Befragten und Forschenden. Das Interview im Rahmen der partizipativen

Fotobefragung hat Ähnlichkeiten zu einem narrativen Interview, da das Gespräch in großem Maße durch die Interviewpartner:innen geformt wird, während die Forscher:innen eine passivere Rolle einnehmen. Der:die Interviewer:in begibt sich in eine zuhörende, lernende Rolle (Kolb, 2008a, S. 5).

Die partizipative Fotobefragung eignet sich somit aufgrund der oben genannten Eigenschaften insbesondere, um Lebensrealitäten, Kulturen, Arbeitsprozesse oder Veränderungen im Leben zu beforschen. Darüber hinaus ist die partizipative Fotobefragung nützlich, um Perspektiven von benachteiligten Personen oder Menschen, die sich sprachlich nicht gut ausdrücken können, Raum zu geben. Dazu zählen mitunter Kinder und Personen aus bildungsschwächeren Schichten (Kolb, 2008a, S. 8). Die Bilder können als Stimulus, Einleitung oder Erklärung für eigene Perspektiven und das eigene Leben genutzt werden. Außerdem kann schwer Ausdrückbares mithilfe der Fotografien greifbar gemacht werden. Den Teilnehmer:innen wird eine Stimme gegeben, um ihre Gefühle, Probleme, Wünsche, Ideen, Sorgen und Zukunftsvorstellungen zu äußern. Während der partizipativen Fotobefragung können die Befragten durch das Fotografieren oder durch das Erzählen eigene neue Erkenntnisse gewinnen (Kolb, 2008a, S. 5 ff.).

Neben den Vorteilen der partizipativen Fotobefragung geht die Erhebungsmethode auch mit Herausforderungen einher. Durch die Fotoprojekte und die Interviews gibt es eine hohe Datenmenge in Form von Bild- und Textmaterial. Die große Datengrundlage bietet zwar viel Auswertungsmaterial zur Beantwortung der Forschungsfragen, allerdings kann die Bewältigung der Materialmenge eine Herausforderung darstellen. Aufgrund dessen kann es empfehlenswert sein, das Datenmaterial gezielt in Hinblick auf die Forschungsfrage zu analysieren und einen Auswertungsschwerpunkt zu legen (Kolb, 2021, S. 517). Für weitere Analysen kann auf das Datenmaterial zurückgegriffen werden, das auch nach Abschluss des Forschungsprojekts erhalten bleibt. In der Analyse können Bild und Text sowohl gleichwertig oder ergänzend nebeneinanderstehen als auch unabhängig voneinander interpretiert werden (Kolb, 2008b, S. 1 f.).

Im Allgemeinen profitiert die Methode von der Offenheit der Forschenden in Hinblick auf Teilnehmende, Forschungssituation und Untersuchungsmethoden (Kolb, 2008b, S. 4). Für eine erfolgreiche Erhebung sollte zudem Rücksicht auf mögliche Schwierigkeiten bei der selbstständigen Bearbeitung des Fotoauftrags neben der Alltagsbewältigung genommen

werden. Es kann von Vorteil sein, bei der Teilnehmer:innenauswahl auf vorhandene Grundkenntnisse in der Fotografie zu achten. Kolb empfiehlt darüber hinaus, auf eine positive Einstellung zum Fotografieren zu achten (Kolb, 1993, S. 32). Sie spricht sich zudem dafür aus, dass die Befragten über die Fähigkeit verfügen sollten „zu codieren, d. h. symbolische Verdichtungen für einen allgemeinen Begriff zu leisten, der keine bildlichen Konventionen beinhaltet“ (Kolb, 2001, S. 89). Sie sollten etwas in Bildern ausdrücken können. Unverzichtbar ist die Motivation für eine aktive Teilnahme an der Forschung. Außerdem sollten Forschende auf individuelle Bedürfnisse und Schwierigkeiten der einzelnen Befragten eingehen, um eine erfolgreiche Erhebung zu begünstigen.

4.3 Ablauf der partizipativen Fotobefragung

Kolb (2008a) gliedert den Erhebungsprozess in vier Phasen. In der ersten Phase der Fotobefragung, (1) der Eröffnungsphase, werden die Teilnehmer:innen mit einem Fotoauftrag zum Fotografieren eingeladen. In der zweiten Phase, (2) der aktiven Erhebungsphase, schießen die Teilnehmer:innen Fotos zu ihrem Auftrag. Im Anschluss folgt (3) das Fotointerview. Die Fotobefragung endet mit (4) der Auswertung der Daten nach Bild und Text, wobei sich die Analyse meiner Arbeit auf die Transkripte beschränkt. Im Folgenden erläutere ich die ersten drei Phasen der Fotobefragung nach Kolb. Anhand der des Erhebungsprozesses meiner Forschungsarbeit stelle ich Vorteile der Methode der jeweiligen Phasen dar und gehe auf die Aufgaben der Forscher:innen ein.

Eröffnungsphase

Zu Beginn der Fotobefragung werden Teilnehmer:innen in Form eines Forschungsauftrags zum Fotografieren eingeladen (Kolb, 2008b, S. 2 f.). Die Fotobefragung stellt eine vergleichsweise aufwendige und zeitintensive Erhebungsmethode dar, weshalb eine hohe Motivation der Teilnehmenden essenziell für eine erfolgreiche Erhebung ist (Kolb, 2008a, S. 6 f.). Folglich ist es in der Eröffnungsphase als Forscher:in wichtig, sich genügend Zeit für die Befragten zu nehmen, sie zu motivieren, ihr Interesse für das Forschungsprojekt zu wecken und auf die Bedürfnisse der Teilnehmer:innen einzugehen. In dieser Phase werden die Befragten dazu motiviert, sich mit dem Fotoauftrags in Bezug auf ihr eigenes Leben und ihre eigenen Erfahrungen auseinanderzusetzen.

Die Forschungsfrage bzw. der Fotoauftrag sollte genau erklärt werden und es sollte auf offene Fragen der Teilnehmenden eingegangen werden, sodass diese über mehrere Wochen gewillt sind, aktiv an der Forschung teilzunehmen. In meinem Fall wird die Forschungsfrage sehr offen gehalten, um einer möglichen Irrelevanz von Migrationsgeschichte in der Familie Raum zu geben.

Die Eröffnungsphase hat sich je nach Teilnehmer:in sehr unterschiedlich gestaltet. Hierbei habe ich mich nach den Bedürfnissen der Teilnehmer:innen gerichtet. Es gab persönliche Treffen in Cafés oder Telefonate. Erstgespräche haben bis zu zwei Stunden gedauert. Gleichzeitig gab es Teilnehmer:innen, die nur anhand von (Sprach-)Nachrichten über WhatsApp oder Instagram bereits genug Information hatten, um motiviert mit der aktiven Erhebungsphase zu beginnen.

Nach Kolb gibt es einen ausformulierten Fotoauftrag; dieser lautet in meinem Forschungsvorhaben: „Bitte mache Fotos zum Thema deiner eigenen Zugehörigkeit in Hinblick auf deine Familiengeschichte“. In der Praxis entsteht der Fotoauftrag dialogisch und wird im Miteinander ermittelt. Bereits bei der Teilnehmer:innensuche hat sich in den Erstgesprächen gezeigt, dass der Begriff Zugehörigkeit verständlich ist und bereits eine persönliche Auseinandersetzung damit stattgefunden hat. Umschreibungen für den Begriff der Zugehörigkeit haben den offiziellen Fotoauftrag durchgehend unterstützt (z. B. „Fotografiere zu allem, was ein Teil von dir ist, wo du dich zugehörig und wohl fühlst“). Trotz der Schwerpunktsetzung auf Familie konnten die Teilnehmenden nicht-familienbezogene Fotos in das Fotoprojekt einbauen, wenn sie diese für ihr Zugehörigkeitsverständnis als relevant erachtet haben.

Es haben sich teilweise Unsicherheiten gezeigt, inwiefern die eigene Perspektive relevant genug ist, insbesondere wenn wenig Bezug zur Familie oder zum Ursprungsland der Vorfahren besteht. Bei Unsicherheiten habe ich mir Mühe gegeben, diese aufzuklären, da auch oben beschriebene Fälle von großem Interesse für mich sind. Die Betonung, dass es kein Richtig oder Falsch gäbe und es um die Perspektive und die Erfahrungen der Person gehe, hat sich als hilfreich erwiesen.

Als Richtlinie habe ich meine Befragten gebeten, mindestens zehn, aber gerne mehr Fotos zu dem Arbeitsauftrag einzureichen. Dabei konnten die Teilnehmer:innen ihrer Kreativität freien Lauf lassen; Orte, Menschen, Dinge, aber auch Handlungen oder Rituale konnten Teil

des Fotoprojekts werden. Es war ebenso möglich, ältere Bilder einzubeziehen, die nicht explizit für das Forschungsprojekt gemacht wurden. Auch Screenshots aus Videos wurden eingereicht. Ein Termin zum Interview wurde bereits in der ersten Phase der Fotobefragung vereinbart.

Aktive Erhebungsphase

Mit Beginn der aktiven Erhebungsphase habe ich mich als Forscherin zurückgezogen (Kolb, 2008b, S. 7). Die Teilnehmenden haben den Fotoauftrag in einem zuvor ausgemachten Zeitraum bearbeitet. In der Phase des aktiven Erhebungsprozesses nehmen die Befragten eine aktive Rolle ein und werden selbst zu Erforscher:innen ihrer Lebenswelt. Diese Phase der Fotobefragung kann von Teilnehmenden als befähigend und ermächtigend empfunden werden (Kolb, 2008a, S. 7). Durch den Zustand des aktiven Mitgestaltens und Entdeckens erhalten Teilnehmer:innen über die Kamera einen neuen Blick auf ihre eigene Lebensrealität. Sie können neue Erkenntnisse über sich erhalten.

Die Teilnehmenden hatten in einem von mir vorgegebenen Zeitfenster von zwei bis drei Wochen Zeit, Fotos zu dem Fotoauftrag zu schießen. Dabei wurde auf die Bedürfnisse der Befragten geachtet; die Phase des freien Fotografierens konnte bei Bedarf verlängert werden (Kolb, 2021, S. 514). Einige Befragte haben aufgrund ihrer Alltagspflichten mehr Zeit benötigt. Interviewtermine wurden teilweise verschoben. Während der aktiven Erhebungsphase fand insgesamt wenig Kommunikation statt. Eine Woche vor dem Interviewtermin habe ich mich mit der Nachfrage, ob sich Schwierigkeiten ergeben hätten, gemeldet. Die Fotos wurden schließlich einige Tage vor dem Interview über „WeTransfer“ an mich geschickt. Vor dem Interview habe ich diese gesichtet und ausgedruckt.

Fotointerview

Im Anschluss an die Phase des freien Fotografierens folgte das Interview. Die ausgedruckten Fotos wurden zu Beginn des Interviews ausgelegt; Teilnehmer:innen konnten ihre Fotos betrachten, verschieben und sortieren. Das Interview beginnt mit einer Einstiegsfrage (Kolb, 2001). Diese lautete: „Welche Erfahrungen hast du in den letzten Wochen mit dem Fotografieren gemacht?“. Anschließend werden die Befragten darum gebeten, die wichtigsten Fotos für das Forschungsthema auszusuchen, da aufgrund der oftmals großen Bildmenge, nicht alle Fotos besprochen werden können. Zu ihrer engeren Fotoauswahl erzählen die Teilneh-

mer:innen in selbst gewählter Reihenfolge. Das Interview wird weitgehend von den Befragten selbst strukturieren (Kolb, 2008a, S. 11). Den Übergang zum nächsten Foto bestimmte die Interviewpartner:innen. Der Übergang zu einem neuen Foto wird bei Bedarf mit der Frage „Kannst du das Foto etwas näher beschreiben und erzählen, was dir daran wichtig ist?“ begleitet. Im Anschluss an die Erzählung folgten bei Bedarf Nachfragen, die ich mir während dem Erzählfluss notiert hatte. Abschließend fragte ich, ob der:die Teilnehmer:in noch etwas zu dem Foto einfile oder ob er:sie zu einem anderen Foto übergehen möchte. Im Anschluss an das Interview haben die Befragten jedem Foto eine Überschrift gegeben. Zu nicht besprochenen Fotos, bei denen nicht ersichtlich war was abgebildet wurde, folgte eine Nachfrage zum Inhalt des Bildes.

Die Befragten werden während des Interviews dazu motiviert, über ihre persönlichen Erfahrungen, Werte, Sichtweisen, Gedanken, Gefühle und Sorgen zu sprechen (Kolb, 2008a, S. 11). Als Forscher:in bemühe ich mich darum, eine vertrauensvolle und entspannte Atmosphäre zu schaffen und bei Bedarf erzählgenerierende Fragen und Erzählaufforderungen zu stellen (Kolb, 2008a, S. 11, 2021, S. 514). Die Interviewer:innen befinden sich in einer neugierigen und lernenden Rolle, während die Interviewpartner:innen die Rolle des:r Expert:in einnehmen. In dieser Phase können sich auch für die Teilnehmer:innen neue Erkenntnisse, Details und Bedeutungen offenbaren (Wuggenig, 1990, S. 112).

Die Einwilligungserklärung wurde vor dem Interview gemeinsam besprochen. Zwar war es kein erzählgenerierender Einstieg, allerdings hatte ich den Eindruck, dass die Informationen aus der Einverständniserklärung sehr wichtig und durchaus befreiend und somit erzählgenerierend wirken können. Somit konnte eine vertrauensvollere Basis für das Gespräch geschaffen werden.

Interviews wurden aufgrund der COVID-19-Pandemie sowohl digital als auch vor Ort geführt. Die digitalen Interviews verlangten eine besondere Aufarbeitung. In Microsoft PowerPoint erstellte ich hierzu verschiedene Folien. Die Vorzüge des Interviews vor Ort mit den ausgedruckten, haptisch greifbaren und verschiebbaren Fotos habe ich bestmöglich in digitaler Form nachgeahmt.

4.4 Feldzugang und Fallauswahl

Dem interaktiv-zirkulären Arbeitsprozess der Grounded Theory folgend, fand die Auswahl von Teilnehmer:innen nach dem Theoretical Sampling statt. Die Fallauswahl erfolgte im Laufe des Forschungsprozesses und wurde an die ersten Erhebungen angepasst (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 182 f.). Die Teilnehmendenauswahl gestaltete ich nach maximalem und minimalem Kontrast. Das bedeutet, dass ich im Anschluss an einen vorangegangenen Fall entweder einen nächsten Fall mit möglichst großen oder kleinen Unterschieden suchte. Der Auswahlprozess richtete sich nach dem Ziel der Theoriegenerierung aus den Daten (Glaser & Strauss, 1998, S. 53). Teilnehmer:innenauswahl, Datenerhebung, Datenauswertung, Kodierung und Theoriebildung fanden dabei immer wieder zirkulär im Wechsel und in wechselseitiger Abhängigkeit zueinander statt (Strauss, 1991, S. 44 ff.). Die theoretische Sättigung wurde im Rahmen dieser Abschlussarbeit nicht erreicht. Dazu wären weitere Interviews notwendig.

Teilnehmer:innen wurden in dieser Arbeit bewusst nicht nach nationalen Migrationsgeschichten unterschieden oder ausgewählt, da dies eine Relevanz von kultureller Zugehörigkeit und dem Herkunftsland der Vorfahren implizieren würde. Diese Bedeutungssetzung von außen würde bereits auf Vorannahmen basieren. Folglich wird das Sample nicht in Bezug auf das Herkunftsland der Vorfahren eingegrenzt oder unterschieden.

Ursprünglich sollte der Auswahlprozess wie folgt gegliedert sein: Im Anschluss an die erste Fotobefragung sollten die Daten gesichtet und analysiert werden, bevor ich eine:n neue:n Teilnehmer:in nach der Strategie des minimalen oder maximalen Vergleichs auswähle. In der Forschungspraxis habe ich im Anschluss an die Auswertung des ersten Interviews mehrere Teilnehmer:innen nach der Strategie des minimalen und maximalen Vergleichs gesucht. So bin ich auch nach der zweiten Interviewwelle vorgegangen und habe somit insgesamt elf Interviewteilnehmer:innen im Alter von 23–30 Jahren gefunden. Davon sind sieben Personen weiblich und vier Personen männlich.

Die Erhebung fand im Zeitraum zwischen November 2021 und Juni 2022 statt. Es wurden elf partizipative Fotobefragungen geführt. Insgesamt liegen 174 Fotos vor. Der Umfang der einzelnen Fotoprojekte liegt zwischen 7 und 29 Fotos. Die durchschnittliche Dauer der Inter-

views beträgt 1 Stunde 55 Minuten. Das kürzeste Interview hat eine Dauer von 1 Stunde 13 Minuten, das längste Interview hat eine Dauer von 3 Stunden.

Teilnehmer:innen wurden über das entferntere soziale Netzwerk gefunden; sowohl die digitale als auch die analoge Teilnehmer:innensuche hat sich als erfolgreich erwiesen, wobei der Großteil durch Reposts meines Instagram-Aufrufs durch mein soziales Netzwerk erreicht wurde. Dennoch haben sich auch Teilnehmende über analoge Gespräche in verschiedensten Kontexten (Arbeit, Universität, Freundeskreis) gefunden. Es hat sich gezeigt, dass der Redebedarf von Betroffenen groß ist und das Thema der Zugehörigkeit eines ist, womit sich viele Menschen mit Migrationsgeschichte ohnehin bereits intensiv befasst haben.

Im Speziellen interessierte ich mich für Zugehörigkeit bei jungen Menschen in der Postadoleszenz. Die Eingrenzung auf diese Lebensphase dient zum einen der Eingrenzung der untersuchten Gruppe, um die Forschungsfrage im Rahmen einer Masterarbeit sinnvoll bearbeiten zu können. Zum anderen bietet sich die Phase der Postadoleszenz prinzipiell sehr gut an, da sie einen spannenden Lebensabschnitt für das Verständnis von Identität und Zugehörigkeit darstellen und die Adoleszenz selbst eine prägende Zeit sein kann. Ich erhoffte mir in dieser Altersgruppe eine Grundneugierde zum Thema Zugehörigkeit und einen erleichterten Zugang zur Zielgruppe.

Darüber hinaus ziele ich damit auf die Generationen Y und Z ab. Nach Zygmunt Bauman, Ulrich Beck und Anthony Giddens (Bauman, 2001; Beck et al., 1994; Giddens, 1991) gewinnt in der Postmoderne das Individuum an Bedeutung und rückt durch das Herauslösen aus traditionellen Formen in den Fokus. Ich erhoffte mir sowohl großes Interesse an der Auseinandersetzung mit Identität und Zugehörigkeiten als auch eine Vorliebe für Fotografie von jenen Generationen, in denen soziale Medien wie Instagram bereits häufig (zur Selbstdarstellung) genutzt wird. Die Visualisierung vom abstrakten Thema der Zugehörigkeit könnte womöglich durch „digital natives“ (Prensky, 2001) leichter umgesetzt werden.

4.5 Forschungsethische Grundsätze und Reflexion der Datenerhebung

Bei der Vorbereitung habe ich besonderen Wert auf den Schutz der Teilnehmer:innen gelegt. Zu Beginn der Interviews wurden die schriftlichen Einverständniserklärungen mit den Teilnehmenden durchgesprochen. Die Einwilligungserklärung orientiert sich an der Vorlage der Studienprogrammleitung 23 der Universität Wien. Die Einverständniserklärung beinhaltet

Informationen über die Forschungsarbeit, Kontext und Ziel der Studie, Datenschutz und Datenverarbeitung, Anonymisierung der Daten, Widerruflichkeit der Einwilligungserklärung und Rechte der Teilnehmenden. Die Grundsätze des Ethikkodex, Objektivität und Integrität, Risikoabwägung und Schadensvermeidung, Freiwilligkeit der Teilnahme, informiertes Einverständnis, Vertraulichkeit sowie Anonymisierung (BDS & DGS, 2017) wurden beachtet. Forschungsethische Grundsätze wurden mit Beginn des Forschungsdesigns berücksichtigt. Alle Befragten haben freiwillig teilgenommen und eine schriftliche informierte Einwilligung erteilt. Vor dem Hintergrund, dass Interviewpartner:innen mögliche Diskriminierungserfahrungen haben könnten, war ein sensibler und antirassistischer Umgang angemessen. Durch das Forschungsprojekt sind keine negativen Folgen für die Teilnehmenden entstanden. Diese konnten das Interview und das Fotoprojekt jederzeit abbrechen. Die Daten und die Privatsphäre der Befragten wurden geschützt, indem Personennamen pseudonymisiert und andere personenbezogene Daten wie Namen von Straßen oder Schulen anonymisiert wurden. Mit Abschluss der Forschungsarbeit wurden alle personenbezogenen Daten unwiderruflich gelöscht. Bis zu diesem Zeitpunkt wurden diese lokal in meinem Laptop gespeichert.

Die Interviews selbst wurden mehrheitlich face-to-face geführt. Da zwei Interviews digital über Zoom stattgefunden haben, folgt eine Reflexion zu den digitalen und analogen Interviews. Dabei gehe ich auf beobachtete Auswirkungen auf mich und die Interviewpartner:innen ein. Meines Erachtens liegt ein Nachteil im Fehlen der haptisch vorliegenden Fotos. Diese konnten nicht angefasst, hochgehoben oder geordnet werden, wie es in den analogen Interviews der Fall war. Vor Ort wurden Bilder gemeinsam betrachtet und auf bestimmte Stellen im Foto gedeutet. Die Fotos wurden mehrmals aufgehoben, genauer betrachtet und umsortiert, um verschiedene Bezüge zueinander visuell darzustellen.

Im digitalen Interview sind diese Komponenten, die den Denkprozess unterstützen können, weggefallen. Hier hat sich die Interaktion mit den Bildern als schwieriger und passiver erwiesen. Um die Funktionen einer haptischen Handhabung nach Möglichkeit nachzuahmen, ordnete ich die Fotos im digitalen Setting in einer Folie an und versah sie mit Buchstaben, um die Kommunikation zu erleichtern. Insgesamt benötigten die digitalen Interviews mehr Vorbereitungszeit. Die Markierung mit Buchstaben übernahm ich schließlich auch für die Interviews vor Ort, da sich die Markierungen als hilfreich erwiesen.

Auch der Aufbau einer vertrauensvollen und entspannten Atmosphäre war meines Erachtens im digitalen Setting erschwert. Die digitalen Interviews waren von einer abwartenden Haltung und einer gewissen Passivität seitens der Teilnehmer:innen geprägt. Es war eine gewisse Distanz vorhanden, die im analogen Raum leichter überbrückt werden konnte. Interviews vor Ort haben sich vergleichsweise mühelos und ohne aktive Anleitung meinerseits entfaltet. Zudem ist auch Körpersprache durch den limitierten Bildschirmausschnitt verloren gegangen. Darüber hinaus hatte ich den Eindruck, dass Erzählungen im analogen Interviewsetting länger und ausführlicher ausfielen. Die Erzählungen wurden durch die Fotos unterstützt und teilweise getragen. Die digitalen Interviews waren nach meiner Erfahrung mit allgemein kürzeren Erzählungen verbunden. Somit profitierten die Erzählungen von vermehrten Nachfragen meinerseits und die digitalen Interviews selbst benötigten eine aktivere Leitung meinerseits. Gleichsam hat der digitale Rahmen auch Auswirkungen auf mich als Interviewerin gehabt. Es ist mir schwerer gefallen, lange Pausen zuzulassen und abzuwarten. Mir ist aufgefallen, dass das Aushalten von langen Pausen im analogen Raum durch die gemeinsame Aktivität des Bilderbetrachtens erleichtert wird. Somit habe ich insgesamt vermehrt darauf geachtet, vermeintlich unangenehme Erzählpausen auszuhalten, eine angenehme und vertrauensvolle Atmosphäre aufzubauen und erzählgenerierende (Nach-)Fragen zu stellen.

5. Ergebnisse

Die zweite Hälfte dieser Arbeit befasst sich mit den Ergebnissen des Forschungsprojekts. Die Frage, welche Rolle intergenerationale Transmission in der Entstehung und/oder Aushandlung von Zugehörigkeit spielt, und wie Zugehörigkeiten bei Menschen mit Migrationsgeschichte ausgehandelt werden, wird hier beantwortet; die Ergebnisse werden in den folgenden Kapiteln dargelegt. Das Ergebniskapitel beginnt mit einer kurzen Fallbeschreibung der Interviewteilnehmer:innen. Die Befragten werden in ihren soziodemografischen Eigenschaften beschrieben, um einen Überblick zu den Fällen zu erhalten. Darüber hinaus gebe ich einen Einblick in die Fotoprojekte der einzelnen Teilnehmer:innen. Es werden die ersten drei Fotos gezeigt, die die Befragten für ihre ersten Erzählungen auswählen. Die Interviewpartner:innen setzen in ihrer Auswahl und Strukturierung der Interviews eigene Relevanzen. Im Anschluss an die Falldarstellung folgt die Ergebnisdarstellung. Diese beinhaltet die Erläuterung der Schlüsselkategorien sowie die anschließende Darstellung der fünf Typen, die unterschiedliche Arten kultureller Zugehörigkeit beschreiben, sowie die Einbettung in das übergreifende Theoriekonstrukt.

5.1 Fallprofile

Fall 01L: Liljana ist zum Zeitpunkt des Interviews 24 Jahre alt. Ihre Eltern sind aus Bosnien in eine Kleinstadt in Österreich migriert, um Liljana und ihrem jüngeren Bruder ein besseres Leben zu ermöglichen. Liljana ist in Österreich geboren, aber hat noch die bosnische Staatsangehörigkeit. Sie wünscht sich die österreichische Staatsbürgerschaft, um ihr Wahlrecht nutzen zu können, sobald sie die finanziellen Mittel dazu findet. Ihre Großfamilie lebt in Bosnien und Österreich verteilt. Treffen innerhalb der Familie finden normalerweise jährlich in Bosnien im Haus der Großeltern mütterlicherseits statt. Die Kernfamilie fährt in der Regel jedes Jahr nach Bosnien zur Familie und anschließend nach Kroatien an den Strand. Liljanas Erstsprache ist Kroatisch. Sie beschreibt, dass ihre kroatischen Sprachkenntnisse mit der Zeit zunehmend schlechter geworden sind und sie kein fließendes Kroatisch mehr spricht. Sie studiert eine Sozialwissenschaft an einer Universität in Wien und ist die erste aus ihrer Familie, die einen akademischen Abschluss hat.



Abbildung 1: „Familie“

Das Foto wurde von der Befragten mit dem Untertitel „Familie“ versehen. Es handelt sich bei dem Bild um ein von der Wand abfotografiertes Foto, das im Zimmer der Befragten aufgehängt wurde. Das Originalfoto wurde auf dem Familiengrundstück in Bosnien geschossen. Darauf abgebildet sind von links nach rechts: Liljanas Großmutter, ihr Bruder, ihr Cousin, Liljana und ihr Onkel. Abgesehen von ihrem Bruder und ihr selbst leben die restlichen abgebildeten Personen in Bosnien. Das Foto wurde im Interview als Erstes ausgewählt.



Abbildung 2: „Bosnien“

Das zweite Foto wurde ebenfalls auf dem Familiengrundstück in Bosnien geschossen und zeigt die Umgebung, wo ihr Großvater wohnt. Das Foto wurde nicht für das Fotoprojekt selbst geschossen, sondern stellt ein älteres Foto dar, was Liljana im Zuge eines Familienurlaubs gemacht hat. Das Foto wurde nach dem Land Bosnien betitelt.



Abbildung 3: „Kroatien“

Das oben abgebildete Foto wurde für das Fotoprojekt geschossen. Es zeigt einen Flachmann aus Kroatien, den Liljana während eines Urlaubs als Souvenir für sich gekauft hat. Der Flachmann selbst steht auf einem Bücherregal in Liljanas Zimmer. Wie das zweite Foto wurde dieses auch mit einem Ländernamen – Kroatien – betitelt.

Fall 02S: Sara ist zum Zeitpunkt des Interviews 26 Jahre alt. Sie ist in Deutschland geboren und wohnt in einer Großstadt im Osten Deutschlands; ihre Eltern kommen aus Polen. Sie kennt nicht alle Familienmitglieder, da die Familie teilweise zerstritten ist. Ihre Großeltern mütterlicherseits hat sie in ihrer Kindheit und Jugend jedes Jahr besucht. Sie spricht Polnisch, wenn auch nicht fließend. Mit ihrem Vater hat sie aus eigenem Wunsch keinen Kontakt mehr. Dieser wohnt inzwischen wieder in Polen. Mit ihrer Mutter hatte sie eine Zeit lang keinen Kontakt, nahm ihn aber wieder auf. Familie begrenzt Sara nicht auf die biologische Familie, sondern bezieht ihre beste Freundin mit ein. Sara hat selbst eine Tochter im Alter

von fünf Jahren sowie einen Partner, der nicht der Vater der Tochter ist. Sie hat das Abitur absolviert, eine Lehre abgeschlossen und ist aktuell berufstätig.



Abbildung 4: „Mein Bestie“

Bei dem ersten Foto handelt es sich um ein Selfie von ihrer besten Freundin (rechts) und Sara (links). Sara bezeichnet ihre beste Freundin als Familie. Das analoge Foto wurde nicht eigens für das Projekt geschossen; es handelt sich um ein altes Foto.



Abbildung 5: „Piwo“

Das Bild wurde während eines vergangenen Familienbesuchs in Polen geschossen. Darauf abgebildet sind Saras Cousine (links) und ihre Großmutter (rechts). Der polnische Titel „Piwo“ bedeutet auf Deutsch „Bier“.



Abbildung 6: „Familytime“

Das Analogfoto ist während eines Urlaubs mit ihrer besten Freundin (unten) und ihrem Freund (links) in Italien entstanden. Sara selbst steht rechts neben ihrem Freund.

Fall 03M: Max ist 28 Jahre alt. Er ist in Deutschland geboren und hat vor wenigen Jahren die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen. Seine Eltern kommen aus Österreich und sind aus beruflichen Gründen nach München migriert. Sie haben die österreichische Staatsbürgerschaft behalten. Er ist für sein Studium nach Wien gezogen und wohnt seit drei Jahren in Österreich. Ein Großteil seiner Familie lebt in Österreich. Als Kind hatte er einen österreichischen Dialekt, hat diesen allerdings früh abgelegt und spricht nun Hochdeutsch. Er hat zwei Schwestern und kommt aus einer Akademiker:innenfamilie. Aktuell befindet er sich in seinem Masterstudium. Langfristig möchte er wieder nach Deutschland zurück migrieren.



Abbildung 7: „Haus meiner Familie in München“

Das Foto zeigt das Haus, in dem Max aufgewachsen ist. Das Foto wurde für das Fotoprojekt geschossen.



Abbildung 8: „[Name der Kirche in München]“

Hier ist eine Kirche in München abgebildet. Auch dieses Foto wurde für das Fotoprojekt geschossen.



Abbildung 9: „Pfadfinder in [Gemeinde in Bayern]“

Hier ist eine Pfadfinder:innen-Statue in Bayern abgebildet. Das Foto wurde ebenfalls eigens für die Fotobefragung geschossen.

Fall 04D: Dilara ist in Österreich geboren und 26 Jahre alt. Ihre Staatsbürgerschaft ist österreichisch sowie italienisch. Ihre Mutter ist in Südtirol geboren; ihr Vater kommt ursprünglich aus der Türkei. Dilara ist konfessionslos. Ihre Eltern – insbesondere ihr Vater – lehnen Religionen stark ab. Beide Eltern haben eine italienische sowie österreichische Staatsbürgerschaft. Dilara hat eine Schwester. Grund für die Migration der Eltern nach Wien war ihr Kunststudium, in dem sie sich kennengelernt haben. Dilara hat keine türkischen Sprachkenntnisse.



Abbildung 10: „Feedback“

Auf diesem Foto sind Dilara (unten) und Dilaras Schwester (oben) abgebildet. Auf dem Foto setzten sie sich gemeinsam künstlerisch mit ihren Fotos von einem türkischen Markt auseinander.

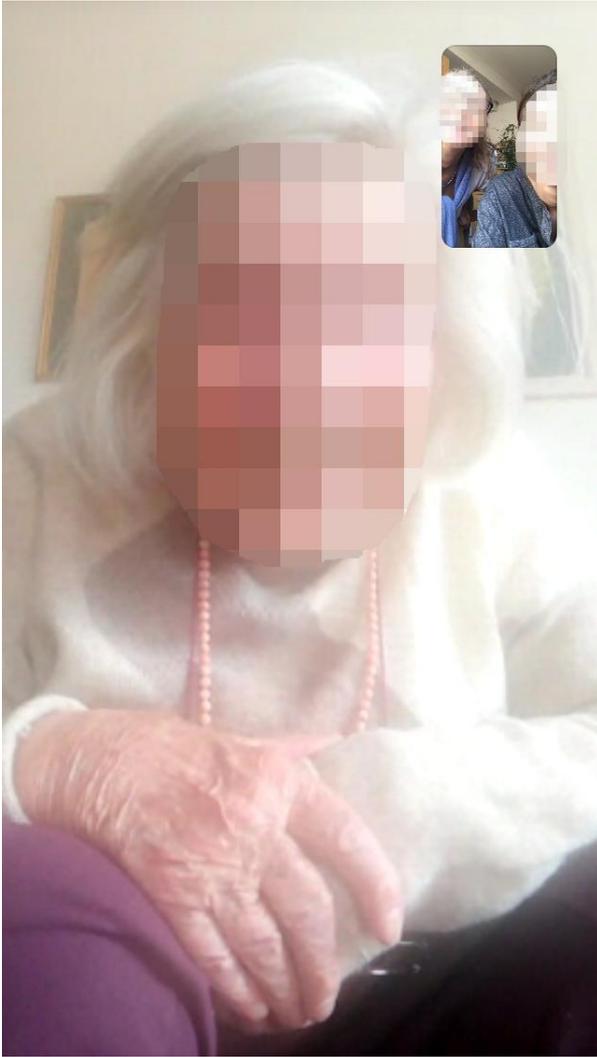


Abbildung 11: „Facetimen mit den Mamas“

Auf diesem Screenshot eines Videocalls ist Dilaras Großmutter mütterlicherseits abgebildet. Dilara und ihre Mutter (rechts oben) sind im kleineren Fenster zu sehen.



Abbildung 12: „Facetimen mit den Mamas“

Auch auf dem dritten Foto ist ein Videocall zu sehen. Hier ist Dilara (rechts oben), ihre Schwester (links oben) und ihre Großmutter väterlicherseits (mittig) abgebildet. Dilaras Mutter ist in dem kleineren Fenster links unten zu sehen. Der Titel des dritten Fotos gleicht dem des zweiten.

Fall 05N: Nadir ist 31 Jahre alt und wie seine Mutter in München geboren. Sein Vater wurde in Algerien geboren, als Algerien noch eine französische Kolonie war. Er hält eine doppelte Staatsbürgerschaft, da es nicht möglich ist, die algerische Staatsbürgerschaft abzulegen. Auch sein Vater hat eine doppelte Staatsbürgerschaft. Seine Mutter trägt die deutsche Staatsbürgerschaft. Er hat, wie seine Eltern auch, einen Hochschulabschluss. Er hat zwei Geschwister. Der Grund für die Migration seines Vaters ist der Wunsch nach einem besseren

Leben. Nadir spricht kein Arabisch und war selbst noch nie in Algerien, da er im Zuge eines Aufenthalts für den Militärdienst eingezogen werden könnte.



Abbildung 13: „Sarahs Familie“

Hier sind tibetische Fahnen abgebildet, die Nadir mit der Familie einer Freundin verbindet. Bei dieser Familie hat Nadir für einen Zeitraum gelebt, als er nicht mehr bei seiner Mutter wohnen konnte. Die Fahnen sind um das Gelände von Nadirs Balkon gewunden.



Abbildung 14: „Eine kulinarische Weltkarte“

Das obige Foto hat Nadir für das Fotoprojekt geschossen und zeigt Lebensmittel, die Nadir geografisch zugeordnet hat. Die Lebensmittel bilden, wie der Titel beschreibt, eine kulinarische Weltkarte aus Nadirs Perspektive ab.



Abbildung 15: „Zwei Identitäten“

Das dritte Foto zeigt zwei Reisepässe. Links ist ein deutscher Reisepass und rechts ein algerischer Reisepass platziert. Unter den Reisepässen liegen weitere offizielle Dokumente wie ein internationaler Führerschein. Das Foto wurde wie die vorherigen Fotos für das Forschungsprojekt geschossen.

Fall 06V: Vitali ist 24 Jahre alt. Er ist in Russland geboren und in Deutschland aufgewachsen. Er hat eine doppelte Staatsbürgerschaft, russisch und deutsch. Seine Eltern tragen beide die russische Staatsbürgerschaft. Sie sind auf der Suche nach einem Ort, an dem sie sich ein besseres Leben aufbauen können, nach Deutschland migriert. Vitali hat wie auch sein Vater einen Hochschulabschluss. Er hat außerdem eine Schwester. Er spricht sehr gut Russisch.

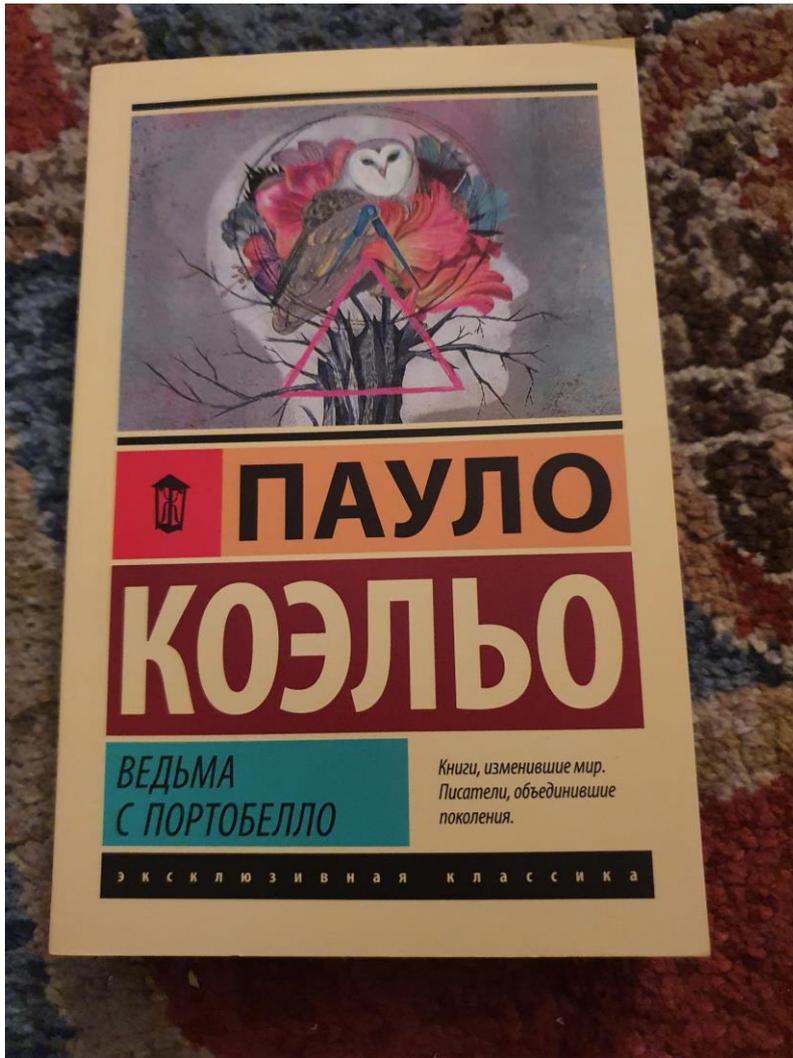


Abbildung 16: „Paulo Coelho's ‚Die Hexe von Portobello‘ in russischer Sprache“

Das erste Foto von Vitali zeigt ein russisches Buch, das Vitali von seiner Mutter geschenkt bekommen hat. Das Buch ist auf einem Teppich platziert. Das Foto wurde im Rahmen des Forschungsprojekts geschossen.

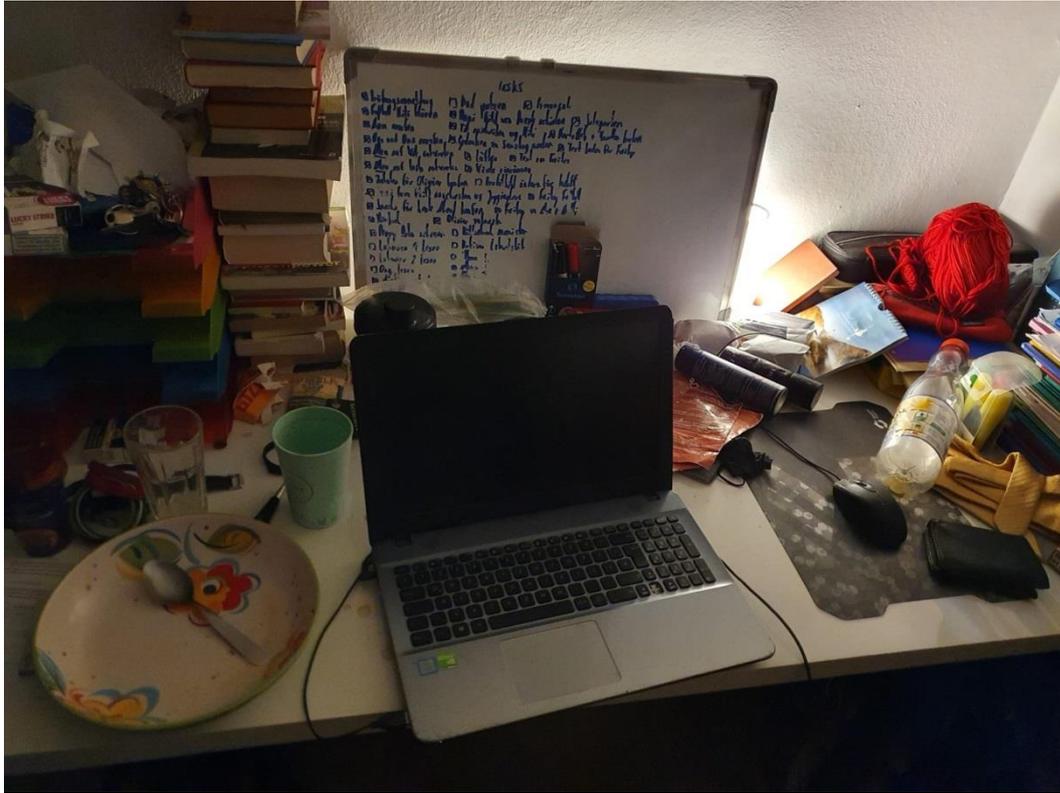


Abbildung 17: „Vitalis Arbeitstisch in all seiner naturgegebenen (Un-)Ordnung“

Dieses Foto zeigt Vitalis Arbeitsplatz in seinem Zimmer. Auf dem Schreibtisch sind neben seinem Laptop mitunter Bücher, ein Whiteboard, Wolle oder Geschirr zu sehen. Seinen Schreibtisch hat Vitali für das Fotoprojekt abgebildet.



Abbildung 18: „Kaffeegenuss auf einer Parkbank in Tallinn“

Auf dem dritten Foto ist Vitali selbst abgebildet. Er sitzt auf einer Bank an einem Park in Tallinn, Estland. Es handelt sich um ein altes Foto. Das Foto wurde von Vitalis Vater geschossen.

Fall 07Z: Zarife ist 27 Jahre alt und ist in Jordanien geboren. Ihre offizielle Geburtsurkunde hat sie nicht. Ihre Staatsbürgerschaft ist wie die ihrer Eltern deutsch. Ihre Eltern selbst kommen aus Jordanien. Zarife und ihre Eltern haben einen Hochschulabschluss an einer Universität absolviert. Sie hat zwei Geschwister. Ihre Eltern sind nach Deutschland migriert, um ihre eigene Sicherheit und Freiheit sowie die ihrer Kinder zu gewährleisten.



Abbildung 19: „Sei würzig wie eine Gewürzmischung“

Das erste Foto von Zarife zeigt einen Ausschnitt aus einem Markt in Jordanien. Sie hat das Foto während eines Aufenthalts in Jordanien mit ihrer Familie gemacht.



Abbildung 20: „Die Magie der Sonne“

Auch das zweite Foto hat Zarife während eines Familienurlaubs in Jordanien geschossen. Es zeigt einen Sonnenuntergang.



Abbildung 21: „Aller guten Dinge sind drei“

Zarife (mittig) ist hier zwischen ihren zwei Schwestern abgebildet. Das Foto wurde in München geschossen. Es handelt sich um ein älteres Foto. Wer das Foto gemacht hat, ist unklar.

Fall 08A: Alina ist 24 Jahre alt. Sie ist in Deutschland geboren und hat die deutsche Staatsbürgerschaft. Ihre Eltern stammen aus Kasachstan. Alina selbst spricht kein Russisch und war noch nie in Kasachstan. Auch ihre Eltern sind aus eigenem Wunsch nicht wieder nach Kasachstan gereist, seitdem sie nach Deutschland migriert sind. Das Christentum spielt für Alinas Mutter seit einigen Jahren eine große Rolle, und Alinas zwei jüngere Schwestern sowie ihr Vater sind nun ebenfalls christlich. Alina selbst ist konfessionslos. Alina hat einen Hochschulabschluss. Den höchsten Schulabschluss der Eltern stellt der Realschulabschluss dar. Alina ist für ihren Masterabschluss nach Wien gezogen und wohnt seit zwei Jahren in Österreich.



Abbildung 22: „Russischer Laden/Nostalgie“

Auf dem Bild ist ein russischer Lebensmittelladen abgebildet. Alina hat das Foto eigens für ihr Fotoprojekt im Rahmen dieses Forschungsprojekts geschossen.

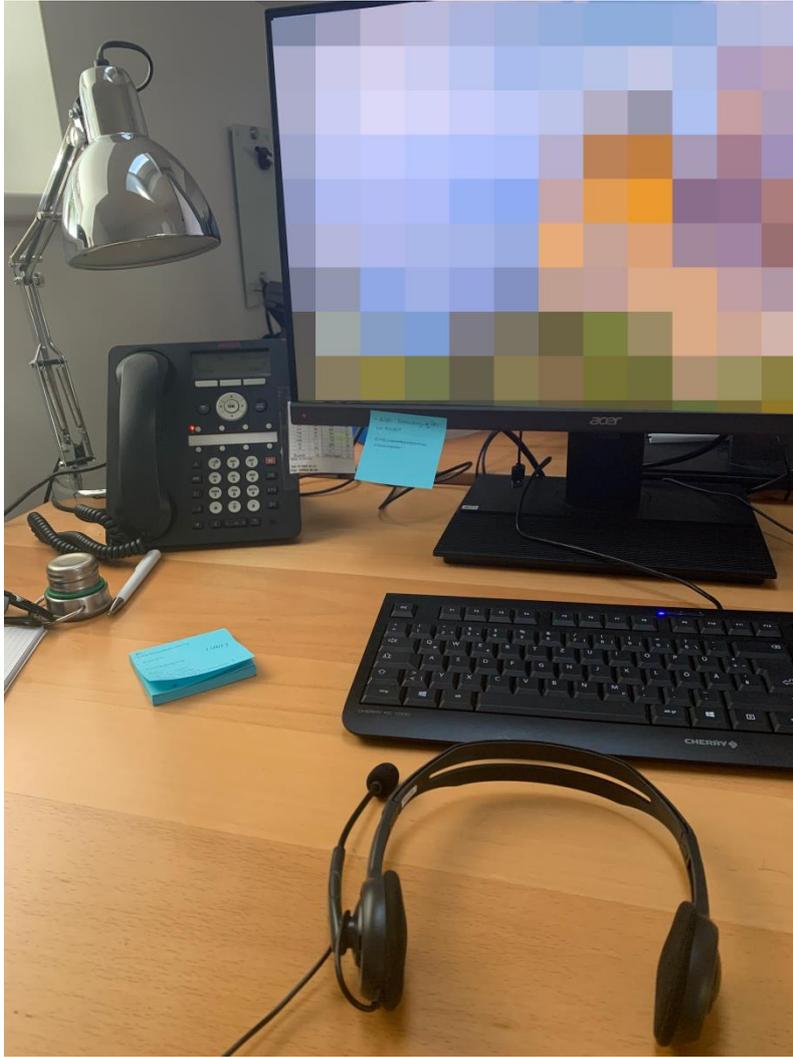


Abbildung 23: „Lohnarbeit“

Auch das zweite Foto wurde für die Fotobefragung gemacht. Es zeigt Alinas Arbeitsplatz im Büro. Das Foto hat Alina für das Fotoprojekt geschossen.



Abbildung 24: „Radfahren“

Auf dem dritten Foto ist Alinas Rennrad abgebildet. Im Hintergrund sind die Straßen Wiens zu erkennen. Das Foto hat Alina für das Fotoprojekt geschossen.

Fall 09N: Nafi ist 25 Jahre alt. Sie ist in Wien geboren. Ihre Mutter kommt aus Vorarlberg; ihr Vater ist in Ägypten geboren. Nafi und ihre Mutter besitzen die österreichische Staatsbürgerschaft. Ihr Vater hat die ägyptische Staatsbürgerschaft. Ihre Eltern haben sich scheiden lassen, als Nafi 16 Jahre alt war. Religion ist ihr und ihrer Familie wichtig. Ihre Mutter ist, bevor sie Nafis Vater kennengelernt hat, zum Islam konvertiert. Nafi selbst ist ebenfalls muslimisch. Sie hat zwei jüngere Brüder und zwei ältere Schwestern. Nafi hat wie ihr Vater einen Hochschulabschluss. Der höchste Bildungsabschluss ihrer Mutter ist das Matura. Der Grund für die Migration von Nafis Vater nach Österreich war die Beziehung zu Nafis Mutter.



Abbildung 25: „Ursprung“

Das erste Foto zeigt ein altes Foto von Nafis Eltern. Nafi vermutet, das Foto sei am Standesamt entstanden. Der:die Fotograf:in ist unklar.



Abbildung 26: „Zugehörigkeit in der Fremde“

Auch das zweite Foto stellt ein Familienfoto dar. Nafi (links) ist als Baby zu sehen, das von ihrem Vater (mittig) gehalten wird. Nafi sitzt, gestützt von ihrem Vater, auf einem Esel. Nafis Mutter ist am rechten Rand des Bildes zu sehen. Links von der Mutter ist eine unbekannte Person abgebildet. Das Foto wurde in Ägypten geschossen.



Abbildung 27: „Kindheit und Gemeinsamkeit“

Auch das dritte Bild ist ein älteres Foto. Es zeigt Nafi (rechts) mit ihrer besten Freundin (links) aus der Schulzeit. Im Hintergrund ist ein Klassenzimmer zu sehen.

Fall 10S: Simona ist 26 Jahre alt und ist in Deutschland geboren. Ihre Mutter ist in Polen, ihr Vater in Italien geboren. Simona hat eine dreifache Staatsbürgerschaft, deutsch, italienisch und polnisch. Ihre Mutter trägt die polnische sowie italienische Staatsbürgerschaft; ihr Vater nur die italienische. Ihr höchster Bildungsabschluss ist ein Hochschulabschluss. Der höchste Bildungsabschluss ihrer Eltern ist das polnische Abitur. Sie hat eine große Schwester. Ihr Vater ist aus beruflichen Gründen nach Deutschland migriert. Ihre Mutter ist für ihren Vater nach Deutschland migriert.



Abbildung 28: „Vergessener Obstkorb“

Auf dem Foto ist eine Wohnungstür mit einem Obstkorb auf einer Fußmatte abgebildet. Das Foto wurde von einer Freundin von Simona geschossen. Der Obstkorb stellt ein Muttertagsgeschenk von Simona für Simonas Mutter dar.



Abbildung 29: „Bernstein“

Es handelt sich wie bei dem ersten Bild um ein älteres Foto. Im Vordergrund hält Simona eine Bernsteinkette, die sie von ihrer Mutter geschenkt bekommen hat. Im Hintergrund ist Simonas Mutter zu sehen.



Abbildung 30: „Weihnachtsessen“

Das Foto zeigt den Zubereitungsprozess eines Weihnachtsessens. Darauf zu sehen ist das Innere eines Kochtopfs mit Shrimps. Es handelt sich um ein älteres Foto.

Fall 11D: Derek ist 27 Jahre alt und wie auch seine Eltern in Deutschland geboren. Er selbst ist in Bayern geboren und aufgewachsen. Seine Mutter kommt aus dem Rheinland. Sein Vater ist in Niedersachsen geboren. Derek, seine Schwester und seine Eltern haben alle die deutsche Staatsbürgerschaft. Seine Vorfahren sind aufgrund des Zweiten Weltkriegs aus Deutschland geflohen. Seine Großeltern sind schließlich nach Deutschland zurückgekehrt. Derek hat bereits von Kindheit an viele Umzüge und Binnenmigration erlebt. Seine Familie ist, als er 14 Jahre alt war, von München in ein Dorf in Bayern migriert. Er selbst ist schließlich nochmal nach dem Abschluss des Abiturs nach Köln umgezogen und lebt seit wenigen Jahren wieder in München.



Abbildung 31: „Ursprung“

Das erste Foto von Derek zeigt den „Goldenen Saal“ in Nürnberg, eine Räumlichkeit, der während der Reichsparteitage eine besondere Bedeutung zugekommen ist. Mittig oben ist kaum erkennbar ein Hakenkreuz abgebildet.



Abbildung 32: „Ich seh den Weg. Aber nicht das Ziel“

Das zweite Foto stellt ein Straßenschild von hinten dar. Das Foto wurde an einer Landstraße in Bayern geschossen. Wie alle Fotos von Derek ist auch dieses ein altes Foto, das nicht explizit für das Forschungsprojekt gemacht wurde.



Abbildung 33: „Es geht auch anders“

Das dritte Foto, worüber Derek spricht, zeigt eine teilweise eingebrochene Fassade eines Backsteinhauses. Im hinteren Teil des Hauses stehen zwei Freunde von Derek im Bereich, wo das Dach wäre. Das Foto wurde in Deutschland geschossen.

Aus der Beschreibung der Fallprofile zeigen sich bereits erste Relevanzsetzungen, da die Teilnehmer:innen selbst über die Reihenfolge der adressierten Fotos entscheiden. Zu den erstgewählten Fotos zählen mitunter Abbildungen von Familienmitgliedern, Orten und Objekten. Unter Berücksichtigung der Untertitel zeigt sich bereits, dass bei der fotografischen Auseinandersetzung mit der eigenen Zugehörigkeit Familie und/oder Herkunft relevant gemacht werden. Auch Arbeit und Essen werden thematisiert. Obwohl die Fotos nicht in Form von eigenen Bildanalysen in die Interpretation inkludiert werden, beeinflussen sie die Inter-

pretation indirekt. Die Fotos strukturieren die Interviews und zeigen damit erste Relevanzsysteme der Befragten. Es folgt im anschließenden Kapitel die Interpretation der Interviews mithilfe der Constructivist Grounded Theory.

5.2 Schlüsselkategorien

Der Logik der Constructivist Grounded Theory folgend wurde eine Theoriekonstruktion entlang von Schlüsselkategorien und einer Typologie hergestellt. Die Typologie beschreibt unterschiedliche Arten kultureller (Nicht-)Zugehörigkeit mithilfe von fünf Typen der kulturellen Identität. Welche Art der kulturellen Zugehörigkeit entsteht, hängt wiederum mit zwei Schlüsselkategorien zusammen. Diese haben sich durch alle Fälle hindurch als relevant für die Aushandlung von kultureller Zugehörigkeit erwiesen: (1) (Familiäre) Inklusionsprozesse und (2) Exklusionsprozesse. Bevor ich detailliert auf die fünf Typen eingehe, stelle ich zunächst die Schlüsselkategorien dar. Sie haben eine bedeutsame Rolle für die Ausprägung eines Typs inne und formen die kulturelle Identität der Befragten.

5.2.1 (Familiäre) Inklusionsprozesse

(Familiäre) Inklusionsprozesse können zu Zugehörigkeitsgefühlen führen, indem Erfahrungen der Inklusion für die kulturelle Identität relevant gemacht werden. Inklusionsprozesse werden als zugehörigkeitsstiftend verstanden und prägen den Aushandlungsprozess der eigenen kulturellen Identitäten. Inklusionsprozesse können einerseits über die Familie, andererseits über außerfamiliäre Prozesse erfolgen. Außerfamiliäre Inklusionsprozesse können beispielsweise erfolgen, indem sich eine Person an einem Ort willkommen fühlt; Nafi berichtet: „Du wirst in Ägypten herzlicher willkommen geheißen. Das macht einfach, dass du dich mehr, also sie geben dir ein Gefühl von Zugehörigkeit“ (Z. 311–313, Nafi). Es ist festzuhalten, dass auch außerfamiliäre Inklusionsprozesse für die Aushandlung kultureller Identität bedeutsam werden können. Im Rahmen meiner Forschung hat sich jedoch gezeigt, dass Inklusionsprozesse insbesondere in Hinblick auf Familie relevant gemacht werden. Inklusionsprozessen, die über die Familie hergestellt werden, fällt eine bedeutsame Rolle zu. Sie wurden über alle Fälle hinweg relevant gemacht. Dementsprechend nimmt die Schlüsselkategorie auf Inklusionsprozesse Bezug, die über die Familie erfolgen.

In Bezug auf familienbezogene Inklusionsprozesse hat sich gezeigt, dass der Zugang zur Migrationsgeschichte über die Familie für die Selbstidentifizierung relevant gemacht wird. Der Zugang wird insofern bedeutungsvoll, dass dieser als Begründung und Basis für die kulturelle Identität dient. Der Zugang zu einer Kultur wird in der Aushandlung für die eigene kulturelle Identifizierung als Begründung herangezogen.

Es können zwei Zugangsarten unterschieden werden. Die Zugangsarten beschreiben, wie die Befragten Zugang zu ihrem Wissen über und Verständnis von der Herkunftskultur der Vorfahren erhalten haben: Es kann sich um eine **inhärente Zugangsart** oder um eine **konstruierte Zugangsart** handeln. Über die Zugangsart wird schließlich die Zugehörigkeit zu einer Kultur oder Nation hergestellt und begründet. Dabei ist anzumerken, dass das Kulturverständnis in dieser Arbeit die Perspektive der Teilnehmenden widerspiegelt. Der Begriff „Kultur“ wird inhaltlich durch die Befragten bestimmt. Es handelt sich um ihr Verständnis von Kultur.

Der **inhärente Zugang** beschreibt die direkte intergenerationale Weitergabe von kultureller Zugehörigkeit über die Familie. Zugehörigkeit wird innerfamiliär weitergegeben. Es handelt sich um eine gelebte und unterbewusste Art des Verständnisses von der Herkunftskultur bzw. den Herkunftskulturen der Vorfahren. Durch den direkten familiären Zugang zu kulturellem Wissen fühlt sich das kulturelle Repertoire, über das man verfügt, inhärent und natürlich gegeben an. Die Personen sind in ihrer Kindheit durch den familiären Rahmen mit Bezügen zu der Herkunftskultur aufgewachsen. Die Personen sind durch die direkte Weitergabe von kultureller Zugehörigkeit durch die Eltern sowie gegebenenfalls größere Netzwerke, in die die Eltern eingebettet sind (z. B. Diaspora), geprägt. Kultur wird über die Generationen hinweg mitgegeben und eine Zugehörigkeit entsteht ohne aktiven Aufwand der Person selbst. Es gibt keinen aktiven Entscheidungsmoment, diese Zugehörigkeit anzunehmen oder abzulehnen. Sie fühlt sich inhärent und selbstverständlich an. Sie ist Teil des Habitus der Person. Ein kulturelles Repertoire ist vorhanden, ohne dass dieses aktiv durch Anstrengungen erarbeitet werden musste. Damit zusammenhängend kann der Zugang zu der Herkunftskultur der Vorfahren unsichtbar für die Personen selbst bleiben.

In den Interviews zeigt sich der unsichtbare Charakter, indem Befragte davon berichten, dass sie erst in Abgrenzung zu anderen gemerkt hätten, dass sie selbst kulturelle Bezüge und Verständnisse haben, die sich von anderen unterscheiden würden. Es wird beispielsweise im Kontakt mit Familien von Freund:innen sichtbar, dass unterschiedliche Höflichkeitsregeln

vorherrschen. Dilara berichtet: „Mein Papa und meine Mama, beide aus sowohl der italienischen Kultur als auch der türkischen Kultur, sind es gewohnt, wenn irgendjemand spontan zu Gast nach Hause kommt, wird ihnen Essen automatisch angeboten. Dann fängt man ohne zu fragen an, irgendwas zu kochen. [...] Die [Freundin] ist aus einer sehr österreichischen Familie. Und wir haben das irrsinnig lange nicht gecheckt, dass wir da so einen kulturellen Unterschied haben im Umgang mit Essen. Weil sie hat immer angenommen, wenn sie spontan zu mir nach Hause kommt und ihr wird Essen angeboten, ist es unhöflich, wenn sie es annimmt. Weil ja nicht mit ihr gerechnet wurde. Sie ist ja kein geladener Gast. [...] Das war sehr lustig, als wir dann drauf gekommen sind, dass es halt eigentlich unhöflich ist, wenn sie dann sagt, nein danke. Und bei mir andersrum, wenn mir halt in ihrer Familie dann Essen angeboten wurde, spontan ist es eigentlich unhöflich, wenn ich sage, ja bitte, okay gut. Das habe ich ewig nicht gesehen“ (Z. 371–398, Dilara).

Erst in Abgrenzung zu anderen Personen wird sichtbar, dass sie über unterschiedliche Höflichkeitsverständnisse beim Essen verfügen. Dilara bezieht diese auf kulturelle Unterschiede und konstruiert damit unterschiedliche und gegensätzliche Kulturen. Sie selbst verfügt inhärent über kulturelles Repertoire aus der türkischen und italienischen Kultur ihrer Eltern.

Hier wäre anzumerken, dass ein inhärenter Zugang nicht mit einer Identifizierung mit der Herkunftskultur der Vorfahren verbunden sein muss. Es beschreibt lediglich den inhärenten Zugang zu kulturellem Repertoire. Dennoch kann der inhärente Zugang zu anderen Formen der kulturellen Zugehörigkeit, beispielsweise der Ablehnung der Herkunftskultur der Vorfahren, führen. Der inhärente Zugang beschreibt eine Art der Weitergabe von Kultur. Sie beschreibt nicht die Deutung und das Selbstverständnis der Personen über ihre kulturellen Repertoires.

Neben dem inhärenten Zugang gibt es auch den **konstruierten Zugang**. Der konstruierte Zugang beschreibt eine Art des Zugangs zur Herkunftskultur der Vorfahren, der nicht direkt über die Eltern weitergegeben wurde, sondern im Jugend- oder Erwachsenenalter durch außerfamiliäre Einflüsse hergestellt oder gelernt wurde. Die Verbindung baut zwar auf der familiären Migrationsgeschichte auf, allerdings wird sie von einem Gefühl der unvollkommenen Zugehörigkeit begleitet. Die Zugehörigkeit kann schließlich später im Jugend- oder Erwachsenenalter erarbeitet werden. Eine kulturelle Identifizierung fühlt sich nicht inhärent gegeben an. Eine gänzliche und sich natürlich und selbstverständlich anfühlende kulturelle

Zugehörigkeit ist nicht vorhanden. Es handelt sich somit nicht um eine kulturelle Zugehörigkeit, die gegeben ist, indem man mit der Kultur aufgewachsen ist. Der Zugang zur Herkunftskultur der Eltern bleibt ihnen zunächst verschlossen oder ist nur begrenzt vorhanden. Die kulturelle Zugehörigkeit fühlt sich zwar nicht gänzlich absent an, da ein gewisser Zugang durch die bloße Migrationsgeschichte der Familie gegeben ist. Allerdings ist dieser Zugang nicht unbedingt tatsächlich durch die Eltern eröffnet worden. Es kann sich auch um einen theoretisch vorhandenen Zugang aufgrund der allgemeinen Migrationsgeschichte der Großfamilie handeln, der allerdings eine Generation überspringt. Die kulturelle Weitergabe kann einen Bruch erfahren. Der theoretische Zugang, der durch die Migrationsgeschichte gegeben ist, kann im Jugend- oder Erwachsenenalter schließlich aufgegriffen werden. Beispielsweise können Personen Kontakt mit anderen Personen aufbauen, die bereits Teil einer Diaspora sind. Sie können nachträglich Sprachkenntnisse erlernen und vertiefen oder aktiv über die Geschichte und Kultur des Herkunftslandes der Vorfahren lernen. Liljana erzählt beispielsweise von einer überwiegend erarbeiteten und gelernten Zugehörigkeit. Sie habe durch die Besuche in Bosnien zwar Bezüge zu der Herkunftskultur der Eltern, habe sich aber nicht inhärent als Teil dessen gefühlt. Im Jugend- und Erwachsenenalter bemühte sie sich um Zugang zur bosnischen und kroatischen Kultur, indem sie die Sprache häufiger verwendet und sich über die Geschichte Ex-Jugoslawiens sowie BKS-Musik informierte. Dies bezeichnet sie als „Versuch, mich [...] zu reconnecten oder überhaupt mal zu connecten, weil es war nie, also die Verbindung hatte ich früher ja auch nie so wirklich“ (Z. 329–332, Liljana). In ihrem Fall baut sie auf diesem Wege eine starke Identifizierung mit der Herkunftskultur der Vorfahren auf.

Die Unterscheidung zwischen konstruiertem und inhärentem Zugang trenne ich theoretisch klar voneinander ab; in der Praxis handelt es sich um ein Spektrum zwischen konstruierten und inhärenten Zugangsformen zu der Herkunftskultur der Vorfahren. Mischformen sind möglich. Es handelt sich um eine Beschreibung der Art und Weise, wie Personen Zugang zu der Herkunftskultur der Vorfahren erhalten, und inwiefern intergenerationale Weitergabe von Migrationsgeschichte bedeutsam wird. Relevant für die Art der kulturellen Zugehörigkeit ist die Deutung der Art des Zugangs durch die jeweilige Person. Somit kann sowohl ein inhärenter Zugang mit einem inhärenten kulturellen Repertoire als auch ein konstruierter Zugang mit konstruiertem Wissen bzw. einem konstruierten Bezug zugehörigkeitsstiftend oder dis-

tanzschaffend sein und in jedem der fünf Typen der kulturellen Zugehörigkeit resultieren. Daraus lässt sich schließen, dass die Art des Zugangs zu Wissen und Verständnis der Herkunftskultur der Vorfahren nicht alleinig bestimmt, welche Art der Ausprägung ausgehandelt wird. Liljana beispielsweise, die sich erst im Erwachsenenalter mit der Herkunftskultur ihrer Eltern beschäftigt hat, entwickelte eine starke Zugehörigkeit zu Bosnien. Sara, die eine Zugangsart der geprägten Zugehörigkeit hat, grenzt sich stark von der polnischen Kultur ab und lehnt diese ab.

In jedem Fall wird die Art des Zugangs zur Herkunftskultur der Vorfahren von den Befragten für die Deutung und das Selbstverständnis bezüglich ihrer kulturellen Zugehörigkeiten relevant gemacht. Die Art des Zugangs zur Migrationsgeschichte der Vorfahren kann als Inklusionsprozess in die Aushandlung kultureller Identitäten relevant werden. Der Zugang zur Migrationsgeschichte der Familie wird für die Identitätsaushandlung bedeutsam gemacht, indem diese als Basis und Begründung für die eigene Zugehörigkeit zu der Herkunftskultur der Vorfahren verstanden wird.

5.2.2 Exklusionsprozesse

Neben Inklusionsprozessen werden auch Exklusionsprozesse für die kulturelle Identität relevant gemacht. Prägend sind in diesem Zusammenhang Ausgrenzungserfahrungen. Dazu zählen Erfahrungen mit Rassismus, Diskriminierung, Ausgrenzung sowie Fremd- und Andersmachung. Das kann beispielsweise in Form von unangemessenen Fragen, fremdzugeschriebenen Ethnizitäten, Reproduktion von Stereotypen oder Mobbing passieren. Es wird eine Unterscheidung zwischen „wir“ und „den anderen“ vorgenommen und gesellschaftlich von außen gespiegelt, dass bestimmte Personen aufgrund einer konstruierten Andersartigkeit nicht dazugehören. Diese Erfahrungen gehen mit Irritationen, Verletzungen und einem Gefühl von Nicht-Zugehörigkeit einher, die entlang einer zugeschriebenen Ethnizität verläuft.

Exklusionsprozesse erfolgen dabei nicht zwingend außerfamiliär. Befragte berichten auch von Exklusionsprozessen innerhalb der Familie: „Über Skype, ich kann mich noch daran erinnern, wo er [Nadirs Onkel] meinte, ich sehe sehr deutsch aus“ (Z. 353–354, Nadir). Diese werden jedoch nicht über alle fünf Typen der kulturellen (Nicht-)Zugehörigkeit hinweg relevant. Familiäre Exklusionsprozesse können erfolgen, jedoch zeigt sich im Rahmen meiner Arbeit, dass Exklusionsprozesse in Bezug auf gesellschaftliche außerfamiliäre Prozesse

durchgängig bedeutsam sind. Somit lege ich meinen Fokus auf gesellschaftliche Exklusionsprozesse.

Hierbei scheint es von hoher Relevanz zu sein, inwiefern eine Migrationsgeschichte sichtbar ist. So berichten Weiß gelesene Teilnehmer:innen nur selten von Ausgrenzungserfahrungen. Ob tatsächlich Migrationsgeschichte vorhanden ist oder nicht, scheint kein ausschlaggebendes Kriterium dafür zu sein, ob Ausgrenzungen von außen stattfinden. Im Rahmen dieser qualitativen Studie scheint die Lesbarkeit von Migrationsgeschichte ausschlaggebend für Ausgrenzungserfahrungen zu sein. Ausgrenzungsprozesse verlaufen oftmals entlang von äußeren ethnisierten Merkmalen. Eine nicht-sichtbare Migrationsgeschichte kann mit Privilegien einhergehen; Befragte ziehen dabei selbst einen Zusammenhang zwischen einer nicht-sichtbaren Migrationsgeschichte und Privilegien.

Exklusionsprozesse bauen auf sozialen Grenzziehungen zwischen zwei Gruppen auf. Die symbolische Grenzziehung findet binär zwischen zwei Polen statt. Auf der einen Seite steht dabei die Dominanzgesellschaft, auf der anderen Seite eine ethnisierte Gruppe. Es werden homogenisierte Gruppen konstruiert, die auf ethnisierten Zuschreibungen und Stereotypen basieren. Grenzziehungen können von der Dominanzgesellschaft vorgenommen werden. Explizit diese Form und Richtung der Exklusion scheint besonders relevant zu sein und wird über die Fälle hinweg für die kulturelle (Nicht-)Zugehörigkeit bedeutsam gemacht. Exklusionsprozesse werden für Aushandlungsprozesse der kulturellen Identität relevant, indem Ausgrenzungen erfahren und gedeutet werden.

Mit den zwei Schlüsselkategorien wird die Rolle von intergenerationaler Weitergabe von Zugehörigkeit sichtbar. Über die Generationen hinweg können inkludierende wie auch exkludierende Prozesse in der Familie stattfinden, die schließlich einen Einfluss auf die empfundene kulturelle (Nicht-)Zugehörigkeit haben können. Zur inkludierenden intergenerationalen Transmission von Zugehörigkeit zählt beispielsweise die Weitergabe von kulturellem Repertoire durch die Eltern. Die intergenerationale Transmission von Zugehörigkeit kann jedoch einen Bruch erfahren. Kulturelle Repertoires oder Sprachen werden dann nicht weitergegeben, was zu einer Nicht-Zugehörigkeit führen kann, aber nicht muss. Darüber hinaus können auch Exklusionsprozesse innerhalb der Familie stattfinden, was gleichfalls einen Bruch in der intergenerationalen Weitergabe von Zugehörigkeit darstellt und das Gefühl einer Nicht-Zugehörigkeit erzeugen kann. Ein Beispiel für Exklusionsprozesse wären die Kate-

gorisierungen des Aussehens als deutsch oder österreichisch und damit als fremd zum Herkunftsland der Familie. Zusammenfassend kann intergenerationale Transmission von Zugehörigkeit (durch Inklusions- und Exklusionsprozesse) das Selbstverständnis von kultureller (Nicht-)Zugehörigkeit beeinflussen. Intergenerationaler Transmission von Zugehörigkeit kann zwar eine hohe Bedeutung für die Aushandlung kultureller Zugehörigkeit zukommen, indem sie als Begründung für die eigene Zugehörigkeit herangezogen wird, sie stellt jedoch nicht die einzige relevante Dimension für die Aushandlung kultureller Identitäten dar.

5.3 Fünf Typen der kulturellen Identität

Im Anschluss an die Erläuterung der zwei Schlüsselkategorien und der Rolle von intergenerationaler Transmission in der Aushandlung von kultureller (Nicht-)Zugehörigkeit stelle ich nun den Zusammenhang zwischen den Typen dar. Die fünf Typen beschreiben Spektren der Identifizierung mit einer kulturellen (Nicht-)Zugehörigkeit.

Der Kulturbegriff im Folgenden bezieht sich auf das Kulturverständnis aus der Perspektive der Teilnehmenden. Der Begriff „Kultur“ wird durch die Befragten inhaltlich bestimmt. Dabei handelt es sich größtenteils um einen essentialistischen Kulturbegriff, der auf dem Verständnis basiert, dass Personen aus gleichen Kulturräumen einen essenziellen kulturellen Kern teilen. Kulturkreise werden dabei entlang von (ehemaligen) Landesgrenzen von anderen Kulturkreisen getrennt.

Zu den fünf Typen der kulturellen (Nicht-)Zugehörigkeit zählen (1) *Identifizierung mit Herkunftskultur*, (2) *hybride Identität*, (3) *multiple Identität*, (4) *Ablehnung der Herkunftskultur* und (5) *Ablehnung von ethnisch-nationalen Identitäten*. Die fünf Typen sind prinzipiell voneinander abgegrenzt zu verstehen. Eine Person kann nicht gleichzeitig mehreren Typen zugeordnet werden. Es ist aber durchaus möglich, dass eine Person zu verschiedenen Lebenszeitpunkten unterschiedlichen Typen zugeordnet werden kann, denn aus den Erzählungen der Interviewteilnehmer:innen wird deutlich, dass sich kulturelle Zugehörigkeiten im Laufe des Lebens verändern und Personen von einem Typ zu einem anderen Typ wechseln können. Hierin zeigen sich die Prozesshaftigkeit und der Aushandlungscharakter von Zugehörigkeit. Kulturelle Zugehörigkeit ist nicht etwas Inhärentes oder Gegebenes, sondern wird sozial ausgehandelt, ist veränderbar und entsteht prozesshaft. Die fünf Typen werden im Folgenden detailliert beschrieben. In diesem Zuge werden nicht alle Fälle in der Ergebnisdarstellung

zitiert, stattdessen stelle ich die Arten der kulturellen (Nicht-)Zugehörigkeiten jeweils anhand eines Kernfalls dar. Ein Kernfall beschreibt den Typ besonders treffend. Die Darstellung wird schließlich bei Bedarf durch weitere Fälle ergänzt, um weitere Ausprägungen von bestimmten Dimensionen zu erläutern. Variationen innerhalb eines Typs werden anhand von Kontrastfällen ergänzend dargestellt.

5.3.1 Identifizierung mit der Herkunftskultur

Die Identität mit der Herkunftskultur beschreibt, wie der Name bereits eröffnet, eine starke kulturelle Identifizierung mit der Herkunftskultur der Eltern. Merkmale dieses Typs sind die Konstruktion einer Nation und/oder Kultur als homogene Gemeinschaft, die Idealisierung dieser Kultur und die Exklusivität der kulturellen Zugehörigkeit zu ihr.

Nationale Kultur verstehe ich in dieser Arbeit als ein Konstrukt, das eine gemeinsame homogenisierte Kultur eines Landes beschreiben soll. Die Grenzen von nationalen Kulturen werden entlang (ehemaliger) Nationalgrenzen gezogen (z. B. Ex-Jugoslawien, Deutschland) und vereinen eine Gruppe über eine Nation, die über dasselbe kulturelle Repertoire verfügen soll.

Es handelt sich um eine starke Identifizierung mit dem Herkunftsland bzw. der Herkunftsregion der Eltern. Liljana beispielsweise „identifiziere [sich] sehr mit Bosnien“ (Z. 82–83, Liljana) bzw. mit „Ex-Jugoslawien“. Bosnien versteht sie als Teil ihrer „Heimat“ (Z. 173, Liljana). Die Identifizierung baut auf der Idealisierung der Herkunftskultur und des Herkunftslandes auf und basiert auf positiv zugeschriebenen Eigenschaften der Gruppe oder des Ortes. Liljana erzählt: „Ich glaube, ich habe auch einen bisschen idealisierten Blick darauf, auf Bosnien und auf das Leben dort“ (Z. 248-249, Liljana). Die Idealisierung kann durchaus reflektiert wahrgenommen werden und dennoch zu einer starken Identifizierung führen. Die Herkunftskultur der Vorfahren wird zu einem essenziellen Teil der eigenen Identität.

Die starke Identifizierung ist mit einer Homogenisierung und Idealisierung verbunden. Die Idealisierung baut auf der Konstruktion einer homogenen nationalen Gemeinschaft auf. Diese wird durch (ehemalige) Nationalgrenzen definiert. Sie bezieht sich dabei zunächst auf Bosnien als Land und später auf Ex-Jugoslawien, um ihre Verbundenheit zu Bosnien sowie Kroatien zu beschreiben. Es erfolgt die Konstruktion einer homogenen Gruppe entlang von (ehemaligen) Landesgrenzen. In Liljanas Fall ist anzumerken, dass hier ein Kulturkreis kon-

struiert wird, der Bosnien und Kroatien vereinen soll. Über andere Länder als Teil Ex-Jugoslawiens spricht Liljana nicht. Sie vereint lediglich Bosnien und Kroatien schließlich unter dem Begriff Ex-Jugoslawien und schafft damit eine homogene Gruppe. Gleichzeitig liegt eine Spaltung zwischen den Ländern Ex-Jugoslawiens aufgrund von Krieg vor. Spannungsverhältnisse zwischen den Ländern dauern bis in die Gegenwart an, werden hier jedoch ausgeklammert. Liljana nimmt dazu keinen Bezug, sondern konstruiert eine idealisierte Gemeinschaft, die eine Kultur teilt. Über die Konstruktion einer homogenen Gruppe findet so eine Idealisierung statt.

Relevant für die Identifizierung mit der Herkunftskultur der Vorfahren ist neben der Idealisierung und Homogenisierung eines Kulturkreises die Familie. Familienbezogene Inklusionsprozesse werden für die kulturelle Identifizierung mit der Herkunftskultur der Vorfahren bedeutsam gemacht. Die Familie wird als Begründung für die eigene kulturelle Identität herangezogen. Liljana hat sowohl einen inhärenten als auch konstruierten Zugang zu der Herkunftskultur ihrer Vorfahren, wobei Letzterer deutlich stärker ausgeprägt ist. Dies zeigt sich in Liljanas Erzählungen. Sie berichtet von einer Nicht-Zugehörigkeit und dem Prozess, diese zu überwinden. Im Jugend- und Erwachsenenalter bemüht sie sich um Zugang zur bosnischen und kroatischen Kultur, indem sie die Sprache mehr spricht und sich über die Geschichte Ex-Jugoslawiens sowie über BKS-Musik informiert. Sie erzählt, dies sei ein „Versuch, mich [...] zu reconnecten oder überhaupt mal zu connecten, weil es war nie, also die Verbindung hatte ich früher ja auch nie so wirklich“ (Z. 329–332, Liljana). In ihrem Fall baut sie auf diesem Wege eine starke Identifizierung mit der Herkunftskultur der Vorfahren auf. Eine kulturelle Zugehörigkeit muss nicht ein automatisch vorhandenes oder selbstverständliches Empfinden sein. Sie kann erarbeitet und erlernt werden. Die kulturelle Zugehörigkeit findet dabei nicht willkürlich statt, sondern nimmt Bezug auf die Migrationsgeschichte der Familie. Liljanas Zugehörigkeit zur Familie wird zur Begründung für die Zugehörigkeit zu Ex-Jugoslawien herangezogen. Eine Identifizierung mit der Herkunftskultur der Vorfahren muss nicht über einen konstruierten Zugang zur Herkunftskultur erfolgen, sondern kann auch über einen inhärenten Zugang geschehen.

Ausgrenzungserfahrungen stellen einen weiteren wichtigen Aspekt dar. Prägend für diesen Typ sind auch Erfahrungen mit Fremdzuschreibungen und Diskriminierungserfahrungen aufgrund ihres Migrationsbezugs. Es erfolgt eine Trennung zwischen einer „Wir-Gruppe“ und

„den anderen“. Die Befragten werden auf Basis ihres Migrationsbezugs als andere konstruiert. Diese Andersartigkeit wird anhand verschiedener Merkmale festgemacht, wie in den Erzählungen von Liljana und Max anhand des Aussehens oder der Sprache. Max, der österreichische Eltern hat und in Deutschland aufgewachsen ist, erzählt von einer Ausgrenzungserfahrung, die zusätzlich zeigt, wie willkürlich die Ausprägungen sein können. In der Grundschule habe ein Mitschüler gesagt: „Die Österreicher sind so langsam. Was halt auch noch nie jemand außer mir gehört hat“ (Z. 598–599, Max). Es zeigt sich erneut deutlich die Konstruiertheit der „anderen“. Ausgrenzung geschieht anhand von zugeschriebenen Merkmalen und Stereotypen. Es wird deutlich, dass es um die Herstellung von Macht und der hierarchischen Unterordnung durch Fremd- und Andersmachung geht. Die Machtherstellung äußert sich lediglich entlang von zugeschriebenen kulturellen Merkmalen, kann aber gleichsam willkürlich gewählt werden. Es können ebenso andere Merkmale herangezogen werden, wie beispielsweise Behinderungen oder Geschlecht.

Die Deutung und der Umgang mit Ausgrenzungserfahrungen können zur Folge haben, dass das Gefühl des Andersseins oder der Nicht-Zugehörigkeit zu der Gesellschaft, in der die Personen aufgewachsen sind, entsteht. Es wird den Personen von außen ein Anderssein zugeschrieben, das sie von der konstruierten Norm unterscheidet. Die Norm definiert sich hierbei als „Deutsch-Sein“ in Deutschland und „Österreichisch-Sein“ in Österreich.

Die kulturelle Zugehörigkeit ist dabei von Exklusivität geprägt. Die Zugehörigkeit bezieht sich auf eine einzelne Nation beziehungsweise nationale Kultur. Mehrere nationale Zugehörigkeitsbezüge gibt es nicht, außer sie werden als eine homogene Gruppe zusammengefasst und als eine Einheit verstanden. Die Identifizierung bezieht sich auf eine einzelne Nation oder Konstruktion einer Nation. Exklusivität basiert auf dem Verständnis von Kultur als homogen und abgetrennt voneinander. Diese Wahrnehmung von Kultur als nationale Kultur spiegelt ein gesellschaftliches Verständnis wider. Es herrscht ein gesellschaftliches Bild der Verbindung zwischen Kultur und (ehemaligen) Landesgrenzen. Es zeigt sich ein essentialistisches Kulturverständnis.

5.3.2 Hybride Identität

Die hybride Identität beschreibt eine Neupositionierung von kultureller Zugehörigkeit, die einerseits aus divergierenden kulturellen Einflüssen, andererseits aus einer fehlenden Zuge-

hörigkeit zu irgendeiner Kultur entspringt. Kernmerkmale des Typs sind die Konstruktion einer Neupositionierung, die Ablehnung von singulärer kultureller Zuordnung und die Nicht-Zugehörigkeit zu jeglicher Kultur. Der Kulturbegriff bezieht sich dabei auf das Verständnis von den Teilnehmenden und beinhaltet eine klare Abgrenzung verschiedener Kulturkreise und die Existenz eines kulturellen Kerns, der einen Kulturkreis ausmacht.

Obwohl die hybride Identität unter mehreren kulturellen Einflüssen entsteht, handelt es sich dabei keineswegs um eine multiple oder gleichzeitige Zugehörigkeit zu mehreren Kulturen, sondern um eine gänzlich eigenständige dritte Position, die auf einer fehlenden eindeutigen Zugehörigkeit zu irgendeiner Kultur basiert. Die Personen sind durchaus Teil mehrerer Kulturen; sie sind damit aufgewachsen und haben über ihre Familie Bezüge dazu erhalten. Personen mit der hybriden kulturellen Identität bezeichnen sich als „multikulti“ (Z. 640, Simona) oder auch als „halb-halb“ (Z. 76, Nafi). Sie haben Bezüge zu unterschiedlichen Kulturen, diese Mehrfachbezüge sind aber von Nicht-Zugehörigkeit durchzogen.

Es gibt einen gewissen Grad an kultureller Zugehörigkeit zu verschiedenen Kulturkreisen, aber es fühlt sich dennoch nicht nach einer vollständigen Zugehörigkeit an. Weder in Deutschland beziehungsweise Österreich noch in dem Herkunftsland der Vorfahren wird eine erfüllte Zugehörigkeit erfahren. Sie erfahren eine Nicht-Zugehörigkeit in allen Kulturen, zu denen sie Bezüge haben. Eine Identität um eine fehlende Zugehörigkeit wird konstruiert, aber nicht nur als Nicht-Zugehörigkeit gedeutet. Aus der fehlenden vollkommenen Zugehörigkeit zu einer singulären Einheit wird eine neue Position geschaffen. Die Nicht-Zugehörigkeit findet ihre Ursprünge in Erfahrungen des Andersseins. So berichten die Personen von „Kulturclashes“ (Z. 547 Vitali) und dem Gefühl von Nicht-Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kultur. Nafi beschreibt es folgendermaßen: „Ich bin nicht Ägypterin und nicht Österreicherin“ (Z. 1605, Nafi). Vitali führt aus, er fühle sich emotional näher an Russland, erfahre aber dort immer wieder Kulturclashes.

Es besteht eine Ambivalenz zwischen Dazugehören und Nicht-Dazugehören. Mehrere kulturelle Bezüge und die fehlende vollkommene Zugehörigkeit zu irgendeiner Kultur resultieren in einer gänzlich neuen Position. Personen fühlen sich „staatenlos“ (Z. 424, Vitali) oder wie „irgendwo dazwischen eingeklemmt“ (Z. 706, Nafi). Diese Ambivalenz ist keineswegs negativ oder mit einem Leidensdruck verbunden, sondern wird positiv bewertet. Kulturelle Zugehö-

rigkeit wird nicht in einer Entweder-Oder-Logik gedacht. Stattdessen gibt es eine Identifizierung mit eben dieser ambivalenten Position.

Die hybride Identität hebt sich zudem durch die Ablehnung vom Zwang zu einer singulären Kategorisierung ab. Der Zwang nach Eindeutigkeit wird hinterfragt und abgelehnt. So beschreibt Vitali dies beispielsweise damit, dass er „nicht auf eine Nationalität reduziert werden möchte“ (Z. 435–437, Vitali). Nafi erzählt von ihrer Schulzeit an einer arabischen Schule, und dass sie von Lehrkräften automatisch als ägyptisch eingestuft wurde, während ihr österreichischer Anteil unbeachtet blieb. Diese Einordnung weist sie von sich. Während andere Schüler:innen in ähnlicher Position ihre österreichische Hälfte durch die singuläre Einordnung durch Lehrkräfte nicht mehr benannten, hat sie sich immer als „halb-halb“ verstanden und entsprechend auch in der Schule vorgestellt und identifiziert.

Es gibt eine Abgrenzung zu Personen, die sich einem Staat oder einer Nationalität zuordnen. Dies wird mit Unverständnis betrachtet. Darüber hinaus wird eine singuläre nationale Identifizierung abgewertet. Die Identifizierung mit einer Nation wird als veraltet und nicht zeitgemäß bewertet. Es findet eine Höherstellung der eigenen Position statt. Ihre Form der Zugehörigkeit wird als zeitgemäßer betrachtet. Vitali „mag diese Position [der Ungebundenheit an einen Staat]“ (Z. 444–445, Vitali) und „versteh[t] nicht, wieso Menschen so sehr an Staaten hängen [...] wieso das irgendeine Bedeutung hat in der heutigen Zeit [...]“ (Z. 448–455, Vitali). Es findet also eine Identifizierung mit der Nicht-Identifizierung mit einem Staat statt. Die Zugehörigkeit geschieht über eine Nicht-Zugehörigkeit zu einer singulären nationalen Kultur, die letztlich in einer Neupositionierung resultiert, welche sich prinzipiell an Nationen und nationalen Kulturen orientiert. Es wird nicht im Allgemeinen die Zugehörigkeit zu Nationen infrage gestellt, sondern explizit die singuläre Identifizierung mit einer einzelnen Nation kritisiert. Vitali stellt sich über die Position von Nationalstolz zu einem Land. Sein Zugehörigkeitsbezug basiert auf der Zugehörigkeit zu vielen. Er hat keinen Nationalstolz, ist aber „stolz, nicht nur 100 Prozent russisch zu sein“ (Z. 329, Vitali), sondern auch deutsche Bezüge durch sein Aufwachsen in Deutschland zu haben und einen estländischen Nachnamen zu tragen. Der Mehrfachbezug kreiert eine neue Position. Diese Position ist weder die Herkunftskultur der Eltern noch die Kultur des Landes, in dem die Personen aufgewachsen sind. Es handelt sich um eine Neupositionierung, die von verschiedensten Einflüssen herrührt, aber mehr als eine Addition dieser Einflüsse ist.

5.3.3 Multiple Identität

Die multiple Identität zeichnet sich durch die gleichzeitige Mehrfachzugehörigkeit zu mehreren Orten, Nationen oder Kulturen sowie durch die Absenz von Exklusivität von Zugehörigkeit aus. Die Mehrfachzugehörigkeit geht mit einem Verständnis von Kultur als klar voneinander abgetrennt einher. Außerdem ist der Typ geprägt von der Akzeptanz durch die „Alteingesessenen“ an mehreren Orten und einer Zugehörigkeit zu sehr kleinen (z. B. Stadtviertel) und gleichzeitig sehr großen Orten (z. B. Europa).

Im Gegensatz zur hybriden Identität findet bei diesem Typ keine Neupositionierung statt, sondern eine Mehrfachzugehörigkeit zu bereits vorhandenen kulturellen Bezugsmöglichkeiten. Die hybride Identität findet ihren Ursprung zudem in einer fehlenden Zugehörigkeit zu irgendeinem Kulturkreis. Die multiple Identität zeichnet sich hingegen nicht durch Nicht-Zugehörigkeiten aus, sondern im Gegenteil durch Mehrfachzugehörigkeiten. Der Ursprung dieses Typs liegt nicht in fehlenden Zugehörigkeiten, sondern in einer Akzeptanz an mehreren Orten.

Personen mit einer multiplen kulturellen Zugehörigkeit empfinden eine ausgeprägte Zugehörigkeit zu mehreren Orten und Kulturen gleichzeitig. Sie passen sich gerne an einen Ort an und investieren Zeit und Arbeit in die Erarbeitung einer Zugehörigkeit zu diesem. Dazu nutzen die Personen möglichst viele Berührungspunkte an den Orten und suchen gezielt Interaktionen mit den „Alteingesessenen“. Sie haben den Eindruck, durch Arbeit, Anpassung, Zeit und Intention eine Zugehörigkeit erarbeiten zu können. Zeitliche Investitionen in regelmäßige Interaktionen mit den Menschen vor Ort führen somit für die Personen mit multipler Identität zu einer Akzeptanz und Aufnahme. Zugehörigkeit kann erarbeitet und durch Anpassung und Interaktion erreicht werden. Max sagt: „Ich neige immer sehr dazu, lokalpatriotisch zu werden und mich immer so in die Gegend, wo ich lebe, zu assimilieren“ (Z. 301–302, Max). Das Gefühl, mit dem Ort und den Menschen verbunden zu sein, bezieht sich oftmals auf kleine Einheiten, was Max mit „lokalpatriotisch“ meint. In seinen Augen ist er „eher Münchner als Deutscher“ (Z. 820, Max) und spricht selbst in Bezug auf seine Zugehörigkeit zu München viel von einem spezifischen Stadtviertel.

Das Gefühl der Zugehörigkeit baut dabei auf einer vorherrschenden Akzeptanz von außen an mehreren Orten und Kulturen auf. Die multiple Zugehörigkeit ist mit einer allgemeinen Er-

fahrung von Akzeptanz durch andere verbunden. Die Akzeptanz zeigt sich in der Erzählung durch die Absenz von Reibungsmomenten oder Irritationen, die in anderen Fällen außerhalb der multiplen Identität als Fremdmachung oder Andersmachung bewertet werden können. Die Absenz der Fremdmachung und Ablehnung durch „Alteingesessene“ macht die multiple Identität aus und wird insbesondere im Kontrast zu den anderen Typen als bestimmendes Merkmal sichtbar. Die Person mit einer multiplen Identität berichtet dabei nicht explizit von der Akzeptanz durch andere. Im Gegenteil fällt diese Akzeptanz lediglich nicht als besonders auf. Die Person berichtet vom Etablieren in München, Wien und den USA, wo sie eine Zeit lang gelebt hat, und reflektiert dabei auch das eigene Weiß-Sein. Die Zugehörigkeit kann durch bestimmte Kontexte begünstigt werden, wie beispielsweise durch eine nicht-sichtbare Migrationsgeschichte. Max merkt an, seine Zugehörigkeit könne auch mit seinem nicht offensichtlichen Migrationshintergrund zusammenhängen: „Äußerlich sieht man es mir ja nicht an, das macht natürlich auch einen großen Unterschied, leider. Dementsprechend ist es [die österreichische Migrationsgeschichte] zum einen schon ein Teil, aber halt ein nicht allzu großer“ (Z. 796-799, Max). Max beschreibt eine ausgeprägte Zugehörigkeit sowohl zu München als auch zu Wien als Städte, aber auch zu kleineren Einheiten wie Viertel und Bezirke. Gleichsam können neben der Zugehörigkeit zu kleinen Einheiten auch Zugehörigkeiten zu großen Einheiten vorherrschen. Große Kulturbezüge gewinnen dabei an Abstraktionscharakter; Max spricht beispielsweise von einer starken Zugehörigkeit zu Europa, wobei im Laufe des Interviews deutlich wird, dass Max von einer Wertezugehörigkeit zu der EU als Staatenverbund mit spezifischen politischen und rechtlichen Werten – nicht Europa als Kontinent – spricht. Anzumerken wäre hierbei, dass Max selbst nicht nur Migrationsgeschichte, sondern selberlebte Migrationserfahrung hat und vor drei Jahren aufgrund des Studiums von München nach Wien umgezogen ist. Die multiple Identität bzw. die Mehrfachzugehörigkeit zu mehreren Orten und Kulturen wird durch bestimmte Kontexte bedingt. Seine Migration nach Wien kann sein Zugehörigkeitsgefühl beeinflussen. Max empfindet die deutsche und österreichische Kultur als unterschiedlich. Gleichsam entstehen keine starken Reibungs- oder Spannungspunkte, in denen er seinen kulturellen Habitus hätte verändern müssen, um dazugehören. Zugehörigkeiten basieren auf dem Alltag vor Ort. Die Akzeptanz durch die „Alteingesessenen“ scheint relevant zu sein und kann durch die Nicht-Sichtbarkeit der Migrationsgeschichte erleichtert werden.

Durch die Zugehörigkeit zu Österreich wird die Zugehörigkeit zu München keineswegs vermindert. Mehrere Zugehörigkeiten und kulturelle Identitäten können gleichzeitig vorherrschen. Anzumerken wäre dennoch, dass die zwei Kulturen in meinem Forschungsbeispiel einander sehr nahe sind und Deutsch als Amtssprache teilen.

Neben der nicht-sichtbaren Migrationsgeschichte spielt gleichsam die Nähe der verschiedenen Kulturen oder Orte eine große Rolle. So beschreibt Max Unterschiede in der österreichischen und deutschen Kultur, die sich beispielsweise in Worten und anderen „Kleinheiten“ (Z. 790, Max) zeigen, die man aber „nicht überinterpretieren [muss]“ (Z. 793–794, Max). Trotz einiger beschriebener kultureller Unterschiede fühlt sich Max sowohl in Deutschland als auch in Österreich wohl. Er empfindet eine Zugehörigkeit, die nicht nach Nationen getrennt werden muss. Tatsächlich werden Zugehörigkeitsbezüge zu deutlich kleinen Einheiten gezogen: Stadtviertel und Bezirke. Eine Abgrenzung ausgehend von den „Alteingesessenen“ vor Ort ist nicht vorhanden.

Es gibt keine kulturellen Reibungspunkte. Mit dem bereits vorherrschenden Habitus kann sich die Person problemlos durch die Gesellschaft beider kultureller Räume bewegen, ohne dabei aufzufallen. Es wird somit auch keine Habitusanpassung notwendig, um dazuzugehören. Es wäre auch vorstellbar, dass der Typ der hybriden Identität mehrere Kulturbezüge hat, bei denen sich die Kulturen weniger ähnlich sind als die deutsche und österreichische. In meinem Datensatz kann ich darauf jedoch nicht eingehen, da solch ein Fall darin nicht vorhanden ist. Essenziell für den Typ der hybriden Zugehörigkeit ist, dass sich die Person in beiden bzw. mehreren kulturellen Räumen zugehörig fühlt.

Es kann derselbe Habitus weiterverwendet werden. Die Person selbst äußert zwar, sie würde „in die Gegend assimilieren“ (Z. 314, Max); es kann jedoch nicht im gängigen Sinne von Assimilation oder gar Anpassung die Rede sein. Das übliche Denken und Verhalten kann weitergenutzt werden, da kein Spannungsverhältnis und keine Irritation oder Reibung bei der Verwendung des eigenen Habitus entsteht. Hier zeigt sich, dass die Akzeptanz von außen eine essenzielle Rolle spielt. Ob einer Person vermittelt wird, fremd oder anders zu sein, beeinflusst das Gefühl von Zugehörigkeit und die Aushandlung von kultureller Identität.

Es wird eine Mehrfachzugehörigkeit konstruiert, die eine potenzielle Überall-Zugehörigkeit darstellt. Zugehörigkeit wird eine Frage der Anpassung und eine Frage der Arbeit, die in das

Zugehörig-Sein investiert wird. Zugehörigkeit liegt somit in der Kontrolle der Person, die zugehörig sein will. So berichtet Max, dass er in den Vierteln und Bezirken deutscher Städte sowie in Wien aktiv Arbeit und Zeit hineinvestiert und sich „assimiliert“ (Z. 314, Max), um sich dazugehörig zu fühlen. Diese Arbeit besteht aus der Suche von Interaktionen mit den Menschen, die in dem Viertel wohnen und arbeiten.

Hier wird deutlich, dass die beschriebene Assimilation nicht als Anpassung an eine neue Kultur und Ablegung einer alten Kultur verstanden werden kann. Vielmehr handelt es sich hierbei um ein Ankommen an einen Raum, wo der Habitus gleich bleibt. Strukturen werden nicht irritiert. Es gibt nach der befragten Person durchaus Unterschiede zwischen der deutschen und österreichischen Kultur, allerdings kann Max weiterhin denselben Habitus verwenden, ohne dass dieser als „kulturell anders“ gelesen wird. Weder der Alltag noch die Werte unterscheiden sich stark. Es handelt sich bei der multiplen Identität jedoch nicht nur um eine Identifizierung mit sich kulturell ohnehin sehr ähnlichen Nationen wie Deutschland oder Österreich, sondern um die Konstruktion einer größeren Form der Zugehörigkeit. Eine Überall-Zugehörigkeit wäre möglich. Max „kann überall daheim sein“ (Z. 396, Max), indem er sich diese erarbeitet.

Es findet zudem eine starke Identifizierung mit einer Wertegruppe statt, nicht mit einer Nation. Kultur wird mit Werten verbunden, wie es bei Max mit „europäischen Werten“ der Fall ist. So berichtet er: „Am meisten identifiziere ich mich mit der europäischen Idee, für die Europa stehen sollte, Freiheit, Frieden“ (Z. 858–859, Max). Europäer:in-Sein vereint dabei auch die multiplen Zugehörigkeiten unter einem Werteschirm. EU-Staaten werden unter den gleichen Werten homogenisiert und mit fortschrittlichen und westlichen Werten gleichgesetzt. Max beschreibt sein europäisches Verständnis als „vielfältig und weltoffen“ (Z. 866, Max) sowie „tolerant“ (Z. 870, Max).

5.3.4 Ablehnung der Herkunftskultur

Dieser Typ zeichnet sich durch die Ablehnung der Herkunftskultur der Vorfahren ab. Es handelt sich dabei nicht um eine allgemeine Ablehnung des Konzepts einer kulturellen Identität bzw. einer kulturellen oder nationalen Zugehörigkeit. Die Ablehnung richtet sich spezifisch gegen die eigene Herkunftskultur der Vorfahren. Es findet eine Konstruktion einer homogenen Nation und dazugehörigen Kultur statt, auf der die Negativbewertung schließlich beruht.

Ein weiteres Merkmal dieses Typs stellt die Erfahrung mit Ausgrenzungserfahrungen und Diskriminierung aufgrund einer zugeschriebenen Ethnizität dar. Die oben beschriebenen Merkmale werden im Folgenden im Detail erläutert.

Die Ablehnung der Herkunftskultur der Vorfahren beruht auf dem Konstrukt einer homogenen Nation und nationalen Kultur. Ähnlich wie beim ersten Typ, der Identifizierung mit einer nationalen Kultur, findet eine Homogenisierung einer Nation statt. Anders als bei der Identifizierung mit der Herkunftskultur resultiert diese Homogenisierung jedoch nicht in einer Idealisierung, sondern im Gegenteil in einer Negativbewertung der Gruppe. Es findet eine Abgrenzung zu einer Nationalität statt. Eine nationale Kultur wird von der eigenen Person abgetrennt und eine Andersartigkeit zwischen einem selbst und der vermeintlichen Gruppe konstruiert.

Auf Basis dieser Andersartigkeit findet eine Negativbewertung der anderen Gruppe statt. Dies geht mit einer Abgrenzung und Höherstellung der eigenen Person einher, welche entlang unterschiedlicher Werte, Einstellungen, Lebensführungen und Meinungen verlaufen kann. Sara beispielsweise macht sich über den Alkohol- und Fleischkonsum ihrer Familie in Polen lustig. Sie beschreibt: „Ich finde es so ironisch oder so witzig, weil ich mich eigentlich gar nicht damit identifizieren kann. Also ich bin da eher äußerer Betrachter und denke mir dann nicht so: Boah geil, Dosenbier, und jetzt grillen wir. Ich bin auch schon Vegetarierin seit Jahren und es wird dann immer so Fleisch gemacht [...] und so [Bier] mit so Raspberry-Geschmack (lacht). Also auch voll eklig eigentlich“ (Z. 164–171, Sara). Sie spricht dabei nicht nur von ihrer Familie, sondern von Pol:innen im Allgemeinen: „Viele denken, dass es so ein Klischee ist, auch mit dem Alkoholkonsum in Polen. Aber das ist einfach eine Sache, die tatsächlich stimmt und die ich auch sehr belustigend finde“ (Z. 937–939, Sara). Hier findet eine Abgrenzung und eine Negativbewertung durch Spott statt. Diese begrenzt sich nicht auf das Verhalten einzelner Individuen oder Familienmitglieder oder setzt das Verhalten in einen größeren komplexeren Kontext. Die Negativbewertung bezieht sich auf Pol:innen im Allgemeinen, auf eine Gruppe von Menschen, die durch eine ethnisch-nationale Zugehörigkeit als Einheit gedacht wird. Gleichzeitig findet keine kulturelle Zuordnung zu dem Land statt, indem die Person aufgewachsen ist. Eine Positiv-Zuordnung ist nicht unbedingt vorhanden oder relevant, während die Nicht-Zugehörigkeit und Ablehnung der Herkunftskultur deutlich präsent ist.

Bei der Ablehnung handelt es sich um eine sehr spezifische Ablehnung der Herkunftskultur. Es handelt sich um ein persönliches Empfinden, das sich explizit gegen die eigene Herkunftskultur richtet und darauf begrenzt ist. Es findet keine allgemeine Abwertung der Existenz kultureller Identitäten statt.

Gleichzeitig beschränkt sich dieser Blick auf Polen auf die Person selbst und soll nicht als Allgemeingültigkeit verstanden werden. Das negative Empfinden gegenüber Polen wird als eigenes Empfinden verstanden, was nicht auf andere Personen übertragen werden soll. Auch positive Seiten, wie beispielsweise die Natur Polens, werden beleuchtet, und Sara legt großen Wert darauf, dass ihre eigene Tochter einen Bezug zu Polen hat, um später selbst zu entscheiden, wo sie sich zugehörig fühlt. So besucht ihre Tochter Polen regelmäßig, wenn auch ohne ihre Mutter, und wird von Saras Familie betreut. Ihre Tochter lernt die polnische Sprache und es soll ihr im Allgemeinen eine eigene Auseinandersetzung mit ihrer kulturellen Identität ermöglicht werden. Das eigene Empfinden kann somit deutlich von anderen Empfindungen und Wahrnehmungen abgetrennt werden.

Personen mit diesem Typ der kulturellen Zuordnung haben Erfahrungen mit Ausgrenzung und Diskriminierung gemacht. Die Ausgrenzungen geschehen entlang einer zugeschriebenen Ethnizität und damit verbundenen Zuschreibungen und Merkmalen, die auf Vorurteilen und Stereotypen basieren. Sara berichtet beispielsweise von „Polenwitze[n]“ (Z. 727, Sara) während ihrer Schulzeit oder der Frage nach ihrer Herkunft (aufgrund ihres polnischen Nachnamens). Hier findet durch Außenstehende zum einen eine Hierarchisierung durch diffamierenden Humor statt, zum anderen eine Zuschreibung als anders oder fremd – in jedem Fall nicht deutsch.

Diese erfahrene Ablehnung, die durch eine „andere“ (als deutsche bzw. österreichische) kulturelle Herkunft begründet wird, kann zu der eigenen Abgrenzung von der Herkunftskultur oder Nation der Vorfahren führen. Eine von außen wahrgenommene Abwertung wird übernommen und eine Abgrenzung vorgenommen, wie Sara berichtet: „Mir ist dann einfach aufgefallen, dass ich als Kind und in meiner Jugend das Polnische, meinen Migrationshintergrund, sehr von mir abgewendet habe. Also ich glaube einfach auch gesellschaftlich, auch einfach weil so viele Polenwitze oder so gleich gerissen wurden“ (Z. 725–727, Sara).

Hier zeigt sich ein Bewusstsein über die Wirkung der frühen Ausgrenzungserfahrungen. Es wird ein möglicher Zusammenhang zwischen frühen Diskriminierungserfahrungen und der eigenen Bewertung Polens beobachtet. Dennoch bleibt ein homogenisierender Blick auf Pol:innen und eine Abwertung bestehen. Diese Eigenpositionierung auf der Seite der „Dazugehörigen“ kann einen Versuch darstellen, weitere Ausgrenzungserfahrungen zu umgehen. Sollten Ausgrenzungserfahrungen nicht zu vermeiden sein, kann diese kulturelle Ablehnung dennoch als Abgrenzung zur eigenen Person fungieren.

Dabei ist anzumerken, dass dies nicht mit einer Identifizierung mit der Gesellschaft, in der die Person aufgewachsen ist, einhergehen muss. Sara spricht sich nicht für eine kulturelle Zugehörigkeit zu Deutschland aus, sondern gegen eine Zugehörigkeit zu Polen. Zusätzliche Einblicke durch andere Fälle wären für die weitere Ausarbeitung des Falls ergiebig.

Neben Diskriminierungserfahrungen können auch Wertekonflikte zu einer Ablehnung der Kultur der Vorfahren führen. Erfahrungen im Herkunftsland können negative Eindrücke hinterlassen, wie in diesem Beispiel Wertekonflikte durch unterschiedlichen Fleisch- oder Alkoholkonsum. Anzumerken wäre bei diesem Typ, dass von den Befragten nur eine Person eine Ablehnung gegenüber der Herkunftskultur empfindet. Gleichzeitig bestehen innerhalb der Familie der Interviewten Konflikte, die zu mehrjährigen Kontaktabbrüchen führten. Auch Sara hatte teilweise über mehrere Jahre hinweg keinen Kontakt zu Familienmitgliedern wie beispielsweise zu ihrem Vater oder zu ihrer Mutter. Zwischen der Nähe zur Herkunftsfamilie und der Nähe zur Herkunftskultur kann zwar kein kausaler Zusammenhang hergestellt werden, allerdings wären weitere Einblicke in die Perspektiven von Personen, die ihre Herkunftskultur ablehnen, für eine feinere Ausarbeitung des Typs ergiebig.

5.3.5 Ablehnung von ethnisch-nationalen Identitäten

Der letzte Typ, die Ablehnung einer ethnisch-nationalen Identität, zeichnet sich durch folgende Merkmale aus: Zum einen wird die Notwendigkeit der Zuordnung zu einer kulturellen Zugehörigkeit abgelehnt und das gesamte Konstrukt von ethnisch-nationaler Zugehörigkeit aufgebrochen. Zum anderen werden in der Familiengeschichte andere Dimensionen als Migrationsgeschichte relevant gemacht, wie beispielsweise Künstler:innendasein, soziale Klasse oder Religion, während Migrationsgeschichte selbst keine oder eine deutlich untergeordnete

Bedeutung in der Familiengeschichte einnimmt. Erfahrungen mit Ausgrenzung und Diskriminierung aufgrund einer zugeschriebenen Ethnizität spielen ebenfalls eine wichtige Rolle.

Bei diesem Typ erfolgt ein Hinterfragen und Ausbrechen aus dem Konstrukt einer ethnisch-nationalen Zugehörigkeit. Eine eigene ethnisch-nationale Zuordnung wird abgelehnt. Diese Nicht-Zuordnung basiert nicht nur auf einer individuellen persönlichen Vorliebe, sondern auf einer Kritik an der gesellschaftlichen Praxis, Personen aufgrund ihrer zugeschriebenen Ethnizität einer Nation zuzuordnen. Dilara beschreibt beispielsweise: „Dieser Zwiespalt von meiner Identität ist ganz diese Kultur oder ganz diese Kultur war so völlig irrelevant für mich. Das habe ich nie so ganz kapiert [...], da war sowieso nie was Passendes dabei. Deswegen muss ich mir auch nie so richtig die Frage stellen: Bin ich Wienerin, Türkin oder Italienerin?“ (Z. 191–195, Dilara). Die allgemeine Notwendigkeit einer ethnisch-nationalen Zugehörigkeit und Zuschreibung wird infrage gestellt.

Dabei gliedert sich der Typ in zwei Untertypen. Einerseits kann eine Konstruktion von homogenen und klar voneinander abgrenzbaren Kulturen entstehen, wie es bei Dilara der Fall ist: „Mein Papa und meine Mama, beide aus sowohl der italienischen Kultur als auch der türkischen Kultur, sind es gewohnt, wenn irgendjemand spontan zu Gast nach Hause kommt, wird ihnen Essen automatisch angeboten. Dann fängt man ohne zu fragen an, irgendwas zu kochen. [...] Die [Freundin] ist aus einer sehr österreichischen Familie. Und wir haben das irrsinnig lange nicht gecheckt, dass wir da so einen kulturellen Unterschied haben im Umgang mit Essen. Weil sie hat immer angenommen, wenn sie spontan zu mir nach Hause kommt und ihr wird Essen angeboten, ist es unhöflich, wenn sie es annimmt. Weil ja nicht mit ihr gerechnet wurde. Sie ist ja kein geladener Gast. [...] Das war sehr lustig, als wir dann drauf gekommen sind, dass es halt eigentlich unhöflich ist, wenn sie dann sagt, nein danke. Und bei mir andersrum, wenn mir halt in ihrer Familie dann Essen angeboten wurde, spontan ist es eigentlich unhöflich, wenn ich sage, ja bitte, okay gut“ (Z. 371–397, Dilara). Dilara bezieht die unterschiedlichen Höflichkeitsverständnisse auf kulturelle und nationale Unterschiede. Es werden unterschiedliche und gegensätzliche Kulturen konstruiert; auf der einen Seite steht dabei die österreichische, auf der anderen Seite die türkische und polnische Kultur. Eine eigene ethnisch-kulturelle Zuordnung wird dennoch abgelehnt. Gleichzeitig folgt das Kulturverständnis dieses Untertypen einer klaren Trennung von Kulturen entlang von Nationalgrenzen.

Andererseits kann die klare Trennung zwischen den Kulturen aufgehoben und hinterfragt werden, wie es bei Nadir der Fall ist. Kulturelle Unterscheidungen finden zwar durchaus statt, allerdings beziehen sich diese Beobachtungen auf konkrete Unterschiede wie Essensbräuche und es findet keine Homogenisierung oder klare Differenzierung zwischen ganzen Kulturkreisen statt. Es werden keine festen oder homogenen Kulturkreise konstruiert. Unterschiede und Ähnlichkeiten werden an spezifischen Aspekten anerkannt und auch auf bestimmte Kulturen zurückgeführt. Sie werden jedoch wertfrei betrachtet, ohne Kulturkreise zu homogenisieren oder klar von anderen abzutrennen. „Was ich wahrnehme, ist, dass es oft eine Grüppchenbildung gibt von verschiedenen Kulturen, die sich dann von anderen abgrenzen. Und für mich ist das auch ein bisschen das Infragestellen dessen [...], zum Beispiel, die heutige japanische Gesellschaft ist eigentlich eine Ansammlung aus verschiedenen Kulturen“ (Z. 136–146, Nadir).

Die eigene Ablehnung von ethnisch-nationalen Zuordnungen kann mit einer Höherstellung der eigenen reflexiven Perspektive einhergehen. Es wird eine Abgrenzung vorgenommen und es besteht eine normative Wertung von Positionen, die von der eigenen abweichen. Die Notwendigkeit, andere Personen entlang von Ethnizitäten und Migrationsbezügen zuzuordnen, wird abgelehnt und abgewertet. Das gesamte Konzept der ethnisch-nationalen Zuordnung als relevantes Merkmal einer Person ist für Personen dieses Typs unverständlich.

Wie viele Befragte haben auch Personen dieses Typs Ausgrenzungserfahrungen erlebt. Sie berichten von Erfahrungen mit Rassismus, Diskriminierung sowie Zuordnungen als anders oder fremd. „Diese Fragen, woher kommst du wirklich? Woher sind deine Eltern? Diese Fragen haben mich immer so genervt. [...] Da war ich total irritiert, wie viel Wert darauf gelegt wird, woher man denn jetzt wirklich ist. Das ist so dumm, was ist die Logik? Warum ist das so wichtig?“ (Z. 242–285, Dilara). Das Bedürfnis nach jeglicher ethnisch-nationalen Identifizierung wird hinterfragt und abgelehnt. Es entsteht eine Irritation durch die auferlegte Zuschreibung von Andersartigkeit. Es gibt eine Diskrepanz zwischen der Außenwahrnehmung und dem Selbstverständnis. Die Absurdität der Außenzuschreibung wird hervorgehoben und damit aufgebrochen. Die Praxis der Zuordnung durch ethnische Zuschreibungen wird als solche erkannt, hinterfragt und abgelehnt. Der äußere Zwang zur ethnischen Zuordnung wird nicht übernommen, sondern abgewiesen. Simona beispielsweise empfindet es als „angenehm“ (Z. 799, Simona), wenn das Thema ihrer Herkunft nicht durch die andere Person an-

gesprochen wird und erzählt: „Also ich habe halt gar nicht das Gefühl, dass ich etwas verschleierte oder so. Oder mich nicht richtig klargestellt habe. Es ist halt einfach so. Und alles andere, was ich dann teilen will, kann ich mit Menschen teilen, mit denen ich es teilen will“ (Z. 799–803, Simona).

Die Verweigerung einer klaren Zuordnung ist nicht mit fehlenden kulturellen Einflüssen gleichzusetzen. Die Personen sind mit unterschiedlichen kulturellen Einflüssen aufgewachsen, bewerten diese jedoch nicht als zugehörigkeitsstiftend. Kulturelle Einflüsse, die „anders als die österreichische Kultur“ (Z. 158–159, Dilara) sind, werden benannt. Ihnen wird mit einer gewissen Neutralität begegnet. Kulturelle Einflüsse werden weder als irrelevant noch als identitätsstiftend bewertet.

Verbindende Elemente in der Familiengeschichte und in der eigenen Identität können durch die intergenerationale Weitergabe – nicht nur von Kultur als nationale Kultur, sondern von Kultur als deutlich umfassenderes Konzept – über gänzlich andere Dimensionen erfolgen und als bedeutender für die Entwicklung der eigenen Zugehörigkeit gewertet werden. Eine nationale oder ethnisch-nationale Zuordnung bleibt irrelevant. Dilara beispielsweise erzählt davon, wie Familienmitglieder sowohl aufseiten ihres Vaters als auch aufseiten ihrer Mutter viele Generationen zuvor bereits Künstler:innen waren. „Dieser Kunstaspekt war schon immer da und hat auch irrsinnig viel Freiheit gegeben. Dadurch, dass wir auch so als Familie so ein bisschen einen Außenseiterstatus sowieso hatten, also allein als Künstler, ist man so bisschen seltsam, so kreative Spinner, die belächelt wurden und so. [...] Und die Dynamik, weil man eh ein kreativer Spinner sein darf, darf man machen und sein, wer man will“ (Z. 212–220, Dilara). Andere Dimensionen können für das Selbstverständnis und für die Entwicklung von Zugehörigkeiten bedeutsamer sein als die Herkunftsdimension. Die Frage nach der kulturellen Identität ist eine Frage, die von außen gestellt wird, aber teilweise „keine Antwort“ (Z. 796, Simona) aus dem Inneren erzeugt.

Dies kann – neben einer anderen Relevanzsetzung von eigenen Zugehörigkeiten, die nicht entlang von nationalen Kulturen verlaufen – zudem mit einem fehlenden oder limitierten Zugang zu den Herkunftskulturen der Vorfahren zusammenhängen, beispielsweise mit einer komplexen Migrationsgeschichte in der Familie, sodass einige Bezüge, Traditionen und Sprachen mit der Zeit nicht weitergegeben werden und keine Verbundenheit mit den Kulturen und Ländern entsteht. Teilnehmende berichten von einem Maß an komplexen Migrationsge-

schichten, das ihnen nicht ermöglicht, zu allen einen eigenen Bezug aufzubauen. Es gab einen Bruch in der intergenerationalen Transmission. Bei diesem Typ der Zugehörigkeit gibt es keine Überwindung des Bruchs, sondern die Akzeptanz, dass ethnisch-nationale Zugehörigkeiten keine Priorität darstellen.

Außerdem findet sich hier eine Positivbewertung der Außenseiter:innen-Position. Ausgrenzungsprozesse werden umgedeutet und als positiv bewertet. Die Position wird Teil der Identität und von negativen Konnotationen befreit. Fremdzuschreibungen erfahren so eine Umdeutung und Aufwertung und werden sich in diesem Zuge zu eigen gemacht.

6. Zusammenfassung und Diskussion

Abschließend werden die zentralen Ergebnisse der Arbeit zusammengefasst und in Verbindung mit den Forschungsergebnissen weiterer Studien diskutiert. In diesem Zuge wird gleichsam die Forschungsfrage beantwortet. Bevor ich die Arbeit mit einem Ausblick abschließe, fasse ich zunächst die relevanten Rahmenbedingungen der Arbeit zusammen.

Mittels der Constructivist Grounded Theory wurde untersucht, welche Rolle intergenerationale Transmission von Migrationsgeschichte in der Familie für die Entwicklung beziehungsweise Aushandlung von kulturellen Zugehörigkeiten von Personen mit Migrationsgeschichte hat. Der Fokus lag dabei auf der Perspektive und dem Selbstverständnis der Befragten. Hierfür wurden elf partizipative Fotobefragungen mit jungen Erwachsenen mit Migrationsgeschichte geführt und die Transkripte ausgewertet. Ziel der Arbeit war es, Erkenntnisse über die Aushandlungsprozesse von kultureller Zugehörigkeit bei Personen mit Migrationsgeschichte zu gewinnen und in diesem Kontext die Relevanz von intergenerationalen Transmissionsprozessen für die Entwicklung von kulturellen Zugehörigkeiten zu untersuchen.

Durch die Analyse der Interviews wurden fünf Arten der kulturellen Zugehörigkeit herausgearbeitet: **(1) Identifizierung mit der Herkunftskultur, (2) hybride Identität, (3) multiple Identität, (4) Ablehnung der Herkunftskultur und (5) Ablehnung von ethnisch-nationalen Identitäten.** Sie beschreiben fünf verschiedene Formen der kulturellen Selbstidentifizierung. Für die Aushandlung der kulturellen Zugehörigkeiten beziehungsweise Ausprägung des Typs erweisen sich zwei Dimensionen als besonders relevant: **(Familiäre) Inklusionsprozesse und Exklusionsprozesse.** Diese zwei Schlüsselkategorien haben sich durch alle Fälle hindurch als relevant für die Aushandlung von kulturellen Zugehörigkeiten erwiesen.

Exklusionsprozesse

Ausgrenzungserfahrungen zeigen sich in Form von Diskriminierung, Rassismus, Stigmatisierung und ethnisierten Fremdzuschreibungen. Fremdzuschreibungen werden für die Aushandlung der Selbstidentifizierung relevant, indem sie im Aushandlungsprozess der kulturellen Selbstidentifikation verhandelt werden. Fremdzuschreibungen spiegeln wider, wie Personen von außen wahrgenommen werden. Inwiefern Migrationsgeschichte (un)sichtbar ist, ist für die Art der Fremdzuschreibung von hoher Relevanz. Während sichtbare Migrationsgeschichte mit einer Fremdmachung als „nicht deutsch“ oder „nicht österreichisch“ einher-

geht, kann unsichtbare Migrationsgeschichte mit einer Fremdzuschreibung durch Familienmitglieder als Deutsch beziehungsweise Österreichisch verbunden sein. Fremdzuschreibungen sind somit mit einer Andersmachung verbunden, die entlang ethnisierter Merkmale verläuft. Die Fremdwahrnehmung wird schließlich für die Aushandlung der kulturellen Selbstidentifikation relevant, denn selbst im Falle einer Ablehnung von Fremdzuschreibungen werden sie für den Aushandlungsprozess relevant gemacht.

Fremdzuschreibungen, Stigmatisierung, Rassismus und Diskriminierung gehen mit symbolischen Grenzziehungen einher (Lamont et al., 2015; Lamont & Molnár, 2002). Symbolische Grenzziehungen können als Grenzen verstanden werden, die Menschen, Gruppen und Dinge durch Inklusion beziehungsweise Exklusion voneinander trennen (Epstein, 1992). Es werden symbolische Grenzziehungen entlang von Ethnizität zwischen „wir“ und „den anderen“ gezogen. Wie auch Anthias (2001) betont, sind symbolische und soziale Grenzziehungen wirkmächtig. Es entstehen Inklusions- und Exklusionsprozesse, die schließlich die Verteilung von Ressourcen und Lebenschancen bedingen (Koppetsch et al., 2001, S. 15). Wie wirkmächtig symbolische Grenzziehungen sein können und wie eine Erhebung der eigenen Gruppe bzw. Abwertung einer andersgemachten Gruppe erfolgt, zeigten bereits frühe Forschungen wie die von Peterson und Kern (1996) oder Elias und Scotson (1993). Letztere beschreiben mittels ihrer „Etablierte-Außenseiter-Figuration“, wie Alteingesessene symbolische und soziale Grenzen zwischen sich und Neuzugezogenen durch die Unterscheidung zwischen „wir“ und „die anderen“ ziehen. Auch aktuelle Forschungsarbeiten zeigen, wie Fremdmachung oder „Othering“ soziale Grenzen zieht (Mijić & Parzer, 2021; Parzer & Astleithner, 2017). Sie wirken, wie auch in meiner Forschungsarbeit ersichtlich wird, exkludierend. Symbolische Grenzziehungen zwischen „wir“ und „die anderen“ bzw. zwischen der Dominanzgesellschaft und Migrant:innen werden gezogen.

Die binäre Unterscheidung von zwei als gegensätzlich konstruierten Polen zwischen Deutsch-Sein und Ausländisch-Sein hat auch Schmitt (2010) erforscht. Die Unterscheidung und Anderswertung zwischen Deutsch-Sein und Ausländisch-Sein schafft zwei klar abgetrennte Gruppen. Die Insider-Outsider-Logik kann schließlich dazu beitragen, dass es für Jugendliche mit familiärer Migrationsgeschichte in Deutschland herausfordernd ist, ein Zugehörigkeitsempfinden zu der Gesellschaft, in der sie leben, zu entwickeln. Meine Arbeit bestätigt Schmitts Beobachtung einer symbolischen Grenzziehung zwischen „deutsch“ und „ausländisch“.

Rassifizierte und ethnisierte Ausgrenzungserfahrungen können das kulturelle Selbstverständnis prägen.

Es soll angemerkt werden, dass Grenzziehungen auch entlang anderer Kategorien wie beispielsweise Gender, Class, Ethnizität oder Körper verlaufen, und sich mehrere Diskriminierungsformen intersektional überschneiden können (Dahinden et al., 2014; Degele & Winker, 2011; Mijić & Parzer, 2021; Peterson & Kern, 1996; Ridgeway, 2009). Betroffene können somit Mehrfachexklusion erfahren. Auch im Rahmen meiner Arbeit wurden Verschränkungen mit Ausgrenzungserfahrungen aufgrund von Gender, Class und Sexualität relevant gemacht.

Schließlich fungieren abwertende soziale Grenzziehungen als Aufrechterhaltung der vorherrschenden sozialen Ordnung (Neckel & Sutterlüty, 2010, S. 218 f.). Rassismus kann dabei als ein Versuch verstanden werden, die eigene gesellschaftliche Position zu verteidigen (Bobo & Hutchings, 1996). Diese Grenzziehungen sind in eine bestehende soziale Ordnung eingebettet und erhalten diese aufrecht. Für die Aushandlung von kulturellen Zugehörigkeiten spielen neben Ausgrenzungserfahrungen auch Inklusionsprozesse eine bedeutsame Rolle.

Inklusionsprozesse

Der Zugang zu der Herkunftskultur kann durch zwei Formen der Zugangsart unterschieden werden. Diese sind als theoretische Unterscheidungen zu verstehen. In der Praxis können sich Personen innerhalb eines Spektrums bewegen und Mischformen sind möglich. Einerseits kann kulturelle Zugehörigkeit durch die direkte intergenerationale Weitergabe von Migrationsgeschichte und Kultur übertragen werden. In diesem Fall ist der Zugang zu der eigenen kulturellen Zugehörigkeit durch die Familie gegeben; Wissen und Verständnis über die Herkunftskultur der Vorfahren fühlen sich inhärent, selbstverständlich und wie natürlich gegeben an. Es handelt sich um eine Weitergabe der Herkunftskultur der Vorfahren, die passiv, nicht aktiv geschieht. Die Befragten haben sich nicht aktiv dazu entschieden, einen Bezug zu der Herkunftskultur der Vorfahren aufzubauen. Befragte, die ihr Wissen und ihr Verständnis über die Herkunftskultur durch direkte intergenerationale Transmission erhalten haben, finden keinen bewussten Zugang dazu, wie sie ihr Wissen erhalten haben. Sie verfügen über einen kulturellen Habitus, der sich inhärent anfühlt. Es muss keine aktive Entscheidung erfolgen, um sich den Bezug zur Herkunftskultur der Vorfahren anzueignen. Die famili-

äre Weitergabe ist ein scheinbar unsichtbarer Prozess, der mit einer Selbstverständlichkeit für die Befragten einhergeht.

Die zweite Form des Zugangs fühlt sich nicht inhärent durch eine intergenerationale Transmission an. Hier liegt ein Bruch in der intergenerationalen Weitergabe von kulturellem Repertoire vor, welcher durch Irritationen wie Kulturclashes im Herkunftsland der Eltern erfahren werden kann. Der Zugang zu der Herkunftskultur der Vorfahren entsteht nicht über die direkte Weitergabe durch die Eltern, sondern durch außerfamiliäre Kontexte. Das kann beispielsweise durch ein nachträgliches Erlernen der Sprache oder das Eingliedern in eine Diaspora im Jugend- oder Erwachsenenalter erfolgen. Es handelt sich nicht um eine passive Form der kulturellen Zugehörigkeit, sondern um eine aktiv konstruierte Zugangsform. Der Zugang zu der Herkunftskultur der Vorfahren fühlt sich nicht selbstverständlich an und entwickelt sich nicht scheinbar unbemerkt und passiv. Als etwas nicht natürlich Gegebenes kann der Zugang reflektiert werden und macht sich durch eine anfängliche Nicht-Zugehörigkeit bemerkbar. Diese wird mithilfe des konstruierten Zugangs überwunden. Eine Identifizierung mit der Herkunftskultur der Eltern kann durch einen konstruierten Bezug entstehen. Dies ist mit einem Prozess der Umdeutung verbunden. Das Fehlen von Wissen in bestimmten Bereichen wird nicht als Ausschlusskriterium für eine Zugehörigkeit gedeutet. Die kulturelle Zugehörigkeit kann auf der bloßen Zugehörigkeit zu der eigenen Familie basieren. Die Familiengeschichte wird als Teil der eigenen Geschichte verstanden. Durch die Zugehörigkeit zur eigenen Familie wird eine Zugehörigkeit zur Herkunftskultur möglich gemacht. Dass man Teil der eigenen Familie ist, kann als Erklärung für die eigene kulturelle Zugehörigkeit ausreichen. Eigene fehlende direkte Bezüge werden durch die Familiengeschichte aufgefangen. Die familiäre Bindung kann als Erklärung für die kulturelle Zugehörigkeit dienen.

Auch Pohn-Lauggas (2019) beobachtet in ihrer Forschungsarbeit, dass auf das Gedächtnis der Familie zurückgegriffen wird. Pohn-Lauggas beschreibt darüber hinaus ein Zurückgeworfenwerden auf die Familie, wenn eine größere Wir-Gruppe fehlt. Befragte aus meiner Forschungsarbeit, die Zugang zu einer Diaspora haben, werden nicht wie bei Pohn-Lauggas auf ihre Familie zurückgeworfen, sondern machen sich lediglich die Zugehörigkeit zu der Familie zunutze, um ihre kulturelle Zugehörigkeit auszuhandeln. Befragte ohne oder mit wenig inner- und außerfamiliären Zugängen zu ihrer Migrationsgeschichte finden sich hingegen in einer Neuposition wieder. Sie werden nicht auf die Familie zurückgeworfen, sondern befas-

sen sich neu mit ihrer kulturellen Identität und können in diesem Zuge eine hybride kulturelle Identität aushandeln.

Reiterer (2010, S. 149 f.) kommt zudem zu dem Ergebnis, dass Identität und Selbstverständnis durch Alltagspraxen bestimmt werden und oftmals semi-bewusst und unreflektiert ablaufen. Dies bestätigt sich im Phänomen des inhärenten Zugangs zur Herkunftskultur der Vorfahren. Ich komme zu dem Schluss, dass dieses unbewusste Nutzen von kulturellem Repertoire als Alltagspraxis relevant ist, aber nur einen Aspekt des Aushandlungsprozesses darstellt und nicht zwingend die Selbstidentifizierung bestimmt. Die Deutung und Relevantmachung der eigenen Bezüge ist ausschlaggebend. Die unbewusste Alltagspraxis und die reflektierte Selbstidentifizierung können in verschiedene Richtungen deuten. Eine Person, deren Alltagspraxen von der Herkunftskultur der Eltern geprägt sind, kann somit eben diese Herkunftskultur ablehnen. Auch der gegenteilige Fall ist möglich.

Zusammenfassend ist für kulturelle Zugehörigkeiten nicht bestimmend, ob man einen inhärenten oder konstruierten Zugang zu der Herkunftskultur der Eltern hat, sondern die Deutung davon, wie die Migrationserfahrungen der Vorfahren für die eigene kulturelle Zugehörigkeit relevant werden. Somit können beispielsweise Personen mit konstruiertem Zugang ein ausgeprägtes Zugehörigkeitsempfinden zu der Herkunftskultur der Vorfahren haben – und Personen mit inhärentem Bezug zu der Herkunftskultur der Vorfahren können eine Ablehnung der Herkunftskultur entwickeln. Ich komme somit zu dem Ergebnis, dass – unabhängig von der alltäglichen Praxis – eine Selbstzuordnung zu jedem der fünf Typen möglich ist, da deren Deutung relevanter als die Praxis selbst sein kann.

Somit stellen einerseits Exklusionsprozesse und andererseits Inklusionsprozesse zwei Schlüsselkategorien dar, die über alle fünf Typen der kulturellen Zugehörigkeit hinweg bedeutsam gemacht werden. Sie sind prägend für die Aushandlung von kulturellen Zugehörigkeiten. Ausgrenzungserfahrungen und die Art des Zugangs zur Migrationsgeschichte spielen eine wichtige Rolle in der Entwicklung von kulturellen Zugehörigkeiten bei Personen mit Migrationsgeschichte. Die Forschungsfrage kann damit beantwortet werden, dass mitunter nicht nur intergenerationale Transmission von Migrationsgeschichte für die Aushandlung kultureller Zugehörigkeit relevant gemacht wird. Sie wird insofern relevant, dass durch die bloße Existenz von familiärer Migrationsgeschichte eine kulturelle Zugehörigkeit entstehen kann. Die Zugehörigkeit zu der eigenen Familie stellt ein ausreichendes Kriterium dar, um eine Zu-

gehörigkeit zur familiären Migrationsgeschichte und eine Zugehörigkeit zu der Herkunftskultur der Vorfahren zu konstruieren. Neben der Zugehörigkeit zur Familie werden eigene direkte (fehlende) Bezüge zur Herkunftskultur der Vorfahren nur sekundär relevant und können sogar an Relevanz verlieren. Eine starke Identifizierung mit der Herkunftskultur der Eltern kann durch die bloße Zugehörigkeit zur Familie ausgehandelt werden. Die Zugehörigkeit zur Familie kann als Mittel zur intergenerationalen Weitergabe von Migrationsgeschichte betrachtet werden. Gleichsam kann die Weitergabe von kulturellem Repertoire Inklusionsprozesse begünstigen. Durch die komplexe Aushandlung von kulturellen Zugehörigkeiten über Inklusions- und Exklusionsprozesse kann dabei eine Vielzahl an kulturellen Selbstidentifizierungen stattfinden.

Darüber hinaus komme ich zu dem Ergebnis, dass die Aushandlung von kultureller Zugehörigkeit eine Vielzahl an Formen annehmen kann. Ich habe fünf verschiedene Arten der kulturellen Zugehörigkeit herausgearbeitet: (1) *Identifizierung mit der Herkunftskultur*, (2) *hybride Identität*, (3) *multiple Identität*, (4) *Ablehnung der Herkunftskultur* und (5) *Ablehnung von ethnisch-nationalen Identitäten*.

Es ist möglich, im Laufe des Lebens unterschiedliche kulturelle Zugehörigkeiten zu empfinden. Zugehörigkeit ist nicht statisch, sondern prozesshaft und veränderbar. Zugehörigkeiten entstehen in Aushandlungsprozessen, die komplex sind. Doing Belonging kann den sozialen relationalen Prozess von Zugehörigkeitspraktiken beschreiben (Meißner, 2019), denn der Doing-Ansatz (z. B: Doing Gender), der zur Beschreibung von gesellschaftlichen Bedeutungsprozessen Verwendung findet, fragt danach, wie diese Bedeutungsprozesse geschaffen, erhalten oder verworfen werden. So wird die Prozesshaftigkeit von Belonging hervorgehoben. Zugehörigkeit ist damit keine eindeutig zuordenbare oder statische Eigenschaft, sondern etwas, das in der sozialen Praxis ausgehandelt und bedeutungsvoll gemacht werden muss. Die soziale Konstruiertheit zeigt sich auch in Schmitts (2010) Vergleich zu nationaler Zugehörigkeit zwischen Deutschland und Kanada. Der gesellschaftliche Kontext und der politische Diskurs prägen die Verhandlung von nationaler Zugehörigkeit und damit letztlich auch das Zugehörigkeitsgefühl von Personen mit Migrationsgeschichte. Die gesellschaftliche Verhandlung prägt das Selbstverständnis, indem es die Verhandlung über nationale Zugehörigkeit, die Perspektive auf nationale Zuordnung und die Relevanz von Migrationshintergrund als Marker für das Selbstverständnis bestimmt. Die prozesshafte Aushandlung von kulturellen

Zugehörigkeiten kann schließlich in fünf Arten der kulturellen Zugehörigkeit beschrieben werden.

Identifizierung mit der Herkunftskultur

Dieser Typ beschreibt eine exklusive Identifizierung mit der Herkunftskultur der Vorfahren. Der Exklusivitätscharakter der kulturellen Zugehörigkeit ist für diesen Typ als besonderes Merkmal hervorzuheben. Die Selbstidentifizierung basiert dabei auf der Konstruktion von klar abgetrennten Nationen und dazugehörigen Kulturen. Es erfolgt eine Homogenisierung von Kulturen und Gruppen entlang (ehemaliger) Nationalgrenzen. Darüber hinaus findet eine Idealisierung der konstruierten Nation und Kultur statt. Erfahrungen mit Fremdzuschreibungen sind ebenfalls prägend für diesen Typ. Ethnisierte symbolische Grenzziehungen führen zu einer Fremdzuschreibung als „nicht-deutsch“ beziehungsweise „nicht-österreichisch“. Diese Andersmachung stellt eine prägende Erfahrung dar, welche auch das Selbstverständnis als „nicht-deutsch“ beziehungsweise „nicht-österreichisch“ bestimmt. Wie Gisela Reiterer (2010, S. 149 f.) komme auch ich zu dem Ergebnis, dass die Entwicklung von Selbstidentifizierung einen nicht-isolierten Prozess darstellt und dieser Prozess durch Konflikte wie Diskriminierung verkompliziert werden kann. Auch Zander und Hannover (2013) zeigen, dass eine starke Identifizierung mit der Herkunftskultur bei Jugendlichen mit „Migrationshintergrund“ durch von außen erfahrene „Feindseligkeiten“ (2013, S. 156) gegenüber der Herkunftskultur der Vorfahren bedingt werden kann. Die Forschungsergebnisse deuten darauf hin, dass Assimilationsdruck und/oder Diskriminierungserfahrungen in einer starken Identifikation mit der Herkunftskultur resultieren können, was wiederum eine Umgangsstrategie darstellen kann, um das eigene Wohlergehen zu schützen (Branscombe et al., 1999; Cronin et al., 2012; Stoessel et al., 2012).

Es zeigt sich zudem, dass Kultur auf eine Art konstruiert wird, die Kulturen durch ethnisch-nationale Grenzen klar voneinander abtrennt (Yıldız, 2018a, S. 53). Kulturen werden als in sich geschlossen und homogen begriffen. Mehrere Länder können durch einen Kulturkreis verbunden sein, wobei auch dieser Kulturkreis gänzlich von anderen Kulturkreisen unterscheidbar ist. Diese Perspektive stimmt nicht mit dem Verständnis von Kultur in der aktuellen Forschungslandschaft überein (Hein, 2006; Moosmüller, 2000). Hier werden Kulturen als heterogen und nicht klar voneinander trennbar verstanden. Sie sind prozesshaft, wandelbar und nicht klar von „anderen“ Kulturen abgegrenzt. Das Verständnis von homogenen und

trennscharfen Kulturen baut auf der dichotomen Unterscheidung zwischen „wir“ und „den anderen“ beziehungsweise „eigen“ und „fremd“ auf (Yildiz, 2014). Es zeigt sich, wie stark die Perspektive auf Kultur als homogen und klar voneinander abgetrennt in der aktuellen Gesellschaft anhält.

Hybride kulturelle Identität

Die hybride kulturelle Identität beschreibt eine Form der kulturellen Zugehörigkeit, die eine gänzliche Neupositionierung beinhaltet. Personen dieses Typs empfinden weder zu ihrer Herkunftskultur noch zu der Gesellschaft, in der sie leben, eine starke oder exklusive Art der kulturellen Zugehörigkeit. Sie befinden sich in einer dritten Position. Diese Neupositionierung basiert einerseits auf der Erkenntnis, mehrere kulturelle Bezüge zu haben, andererseits auf dem Empfinden, zu keiner Kultur gänzlich dazuzugehören. Die vorhandenen kulturellen Bezüge werden als unvollkommen empfunden. Das kann anhand von Merkmalen wie fehlenden Sprachkenntnissen, Kulturclashes oder ethnisierten Fremdzuschreibungen geschehen. Diese Merkmale werden somit für die Nicht-Zugehörigkeit relevant gemacht und zu bedeutsamen Markern für das Selbstverständnis. Es herrscht daher das Empfinden vor, dass Bezüge zu mehreren Kulturen vorhanden sind, diese aber defizitär sind.

Diese Forschungsergebnisse stimmen mit denen von Foroutan und Schäfer (2009) überein, die beschrieben, wie das gleichzeitige Fehlen einer vollkommenen Zugehörigkeit zur Herkunftskultur sowie zur Dominanzgesellschaft in gänzlich neuen Identitätsmustern resultieren kann. Von ihrer Forschungsarbeit habe ich den Begriff der „hybriden Identität“ übernommen, da es sich hier um eine sehr treffende Beschreibung handelt. In ihrer Forschungsarbeit bezieht sich diese Form der kulturellen Zugehörigkeit auf islamische Neo-Identitäten. Wie sich auch im Rahmen meiner Arbeit gezeigt hat, können hybride kulturelle Identitäten in verschiedenen kulturellen Kontexten entstehen, die nicht zwingend auf nur zwei Kulturkreise Bezug nehmen. Hybride Identitäten entstehen auch bei Personen mit komplexen Migrationsgeschichten, die von mehr als nur der Gesellschaft, in der sie leben, und einer weiteren Herkunftskultur geprägt sind. Es entsteht dabei eine Zugehörigkeit zu dieser neupositionierten Gruppe an Personen, die sich ebenfalls nirgendwo gänzlich zugehörig fühlen. Innerhalb dieser Gruppe gibt es ein gemeinsames Verständnis für die eigene Positionierung in der Gesellschaft mit seinen Herausforderungen und Alltagspraxen, was eine bindende Wirkung hat.

Es ist somit nicht nur eine individuelle Neupositionierung, sondern es entsteht eine neue „Wir-Gruppe“.

Multiple Identität

Die multiple Identität ist ebenfalls durch mehrere nationale oder kulturelle Bezüge geprägt. Anders als bei der hybriden Identität resultiert diese jedoch nicht in Nicht-Zugehörigkeiten. Eine gegenteilige Deutung findet statt und führt zu einer Mehrfachzugehörigkeit. Das Zugehörigkeitsgefühl besteht an mehreren Orten bzw. Ländern gleichzeitig. Die Zugehörigkeit hat somit auch keinen exklusiven Charakter, wie es bei der Identifizierung mit der Herkunftskultur der Vorfahren der Fall ist. Eine Identifizierung findet sowohl mit der Herkunftskultur statt als auch mit der Gesellschaft, in der die Person lebt. Es wird nicht zwingend zu Nationen Bezug genommen. Zugehörigkeiten werden nicht unbedingt entlang von Landesgrenzen gedacht. Zugehörigkeit spielt dennoch eine wichtige Rolle für das eigene Selbstverständnis. Eine Auffälligkeit ist, dass gleichzeitig Zugehörigkeiten zu sehr kleinen Bezügen wie Stadtvierteln und Gemeinden und großen Bezügen wie Europa hergestellt werden können.

Auch Schulze (2010) befasst sich mit Mehrfachverortungen und versteht diese als festen Bestandteil des Selbstverständnisses in einer (post-)modernen Gesellschaft (Schulze, 2010, S. 109). Zugehörigkeiten zu sehr kleinen Einheiten können zudem eine Umgangsstrategie sein, um dem Zwang zur eindeutigen Zuordnung zu entgehen. Diese Notwendigkeit zur Eindeutigkeit zeigt sich über die Fremdzuschreibungen, die entlang von Nationen und Ethnizitäten verlaufen und keinen Raum für komplexe Migrationsgeschichten halten. Es kann einen Versuch darstellen, einer Stigmatisierung aufgrund des Migrationshintergrunds zu entgehen. Dies wäre auch kohärent mit Boldts (2019, S. 122) Beobachtung, dass Migration in Deutschland tendenziell negativ behandelt wird.

Dieser Typ ist zudem durch die Akzeptanz der Gesellschaft, in der die Person lebt, geprägt und hebt sich damit von allen anderen vier Typen ab. Außerdem herrscht bei der multiplen Identität das Gefühl vor, dass eine Anpassung an diese Gesellschaft stattgefunden hat. Anpassung wird als Arbeit betrachtet, die schließlich in Zugehörigkeit resultiert. Zugehörigkeit wird somit selbst zu etwas, das beispielsweise in Form von gezielten, regelmäßigen Interaktionen und Austausch mit den vor Ort lebenden Personen erarbeitet werden kann.

Die empfundene Anpassung ist jedoch in den Kontext eingebettet, dass keine Irritation der Struktur vom „Denken-wie-üblich“ (Schütz, 1972) geschieht, wie es im Migrationsprozess oftmals der Fall ist. Dies kann mit einer kulturellen Nähe der Migrationsbezüge und/oder einer Nicht-Sichtbarkeit von Migrationsgeschichte zusammenhängen. Die unsichtbare Migrationsgeschichte kann sich wiederum positiv auf die Reaktion und Akzeptanz der Dominanzgesellschaft auswirken, da auf der anderen Seite sichtbare Migrationsgeschichte mit Diskriminierung und Benachteiligungen verbunden ist und Rassismus und Diskriminierung oftmals entlang von visuellen Markern wie Hautfarbe oder Kopftuch verläuft (Bühl, 2016, S. 36; El-Mafaalani, 2023; Geulen, 2018, S. 26; Kreutzer, 2015). In diesem Kontext wird die Relevanz der Fremdwahrnehmung deutlich, wenngleich diese nicht wie bei den anderen vier Typen durch eine Fremdmachung zutage kommt, sondern das Fehlen der Fremdmachung ein Zugehörigkeitsgefühl bedingen kann. Gilliéron verweist darauf, dass nicht die Mehrfachzugehörigkeit der Teilnehmer:innen selbst, sondern die Konfrontation mit von außen zugetragenen Zuschreibungen eine Irritation verursacht.

Ablehnung der Herkunftskultur

Der vierte Typ der kulturellen Zugehörigkeit stellt die Ablehnung der Herkunftskultur dar. Die Ablehnung bezieht sich dabei spezifisch auf die Herkunftskultur der Vorfahren; es handelt sich um keine allgemeine Kritik oder Abwertung von Kulturellem oder Nationalem. Sie basiert auf der Konstruktion und Homogenisierung von Nationen und einer dazugehörigen Kultur. Darauf aufbauend findet eine Negativbewertung der Nation und Kultur statt.

Für die Ablehnung der Herkunftskultur der Vorfahren können einerseits Wertekonflikte und andererseits Ausgrenzungserfahrungen und internalisierte White Supremacy relevant gemacht werden. Die Ablehnung kann durch Unterschiede in Lebensführung, Werten und Einstellungen begründet werden. Die als negativ bewerteten Eigenschaften werden dabei mit der Kultur verbunden und von einer homogen konstruierten Gruppe verkörpert. Die Ablehnung der Herkunftskultur der Vorfahren kann darüber hinaus mit Ausgrenzungserfahrungen zusammenhängen. Die an die Person gerichtete Ablehnung in Form von kulturalisierten und ethnisierten Fremdzuschreibungen kann somit zur Ablehnung dieser Kultur führen. Dadurch findet eine innere Abgrenzung zu der Herkunftskultur der Vorfahren statt. Es kann sich dabei auch um eine Form des internalisierten Rassismus bzw. internalisierter White Supremacy handeln (Fhagen, 2016; Gillborn, 2006; James, 2022; Liu et al., 2022; Martinez, 2022;

Mullany et al., 2022; Tallent et al., 2023). Internalisierter Rassismus beschreibt dabei eine Reaktion auf Rassismuserfahrungen; die vermeintliche Überlegenheit von Weißen wurde in diesem Prozess übernommen. Internalisierter Rassismus kann selbst als eine Form des Rassismus verstanden werden. Dieses Phänomen spiegelt gesellschaftliche Werte, Privilegien und Herrschaftsverhältnisse wider (James, 2022). Symbolische Grenzziehungen verlaufen somit nicht nur zwischen der Dominanzgesellschaft und einer „Minderheitsgesellschaft“ (Mijić, 2020). Grenzziehungen und Abwertungen können auch innerhalb einer Gruppe vollzogen werden, die denselben kulturellen oder nationalen Migrationsbezug teilen.

Fremdzuschreibungen als Andere oder Außenseiter können zudem eine Umdeutung erfahren. Die Außenseiter:innen-Position wird von negativen Konnotationen befreit und durch die Umdeutung als Teil der Identität aufgenommen. Fremdzuschreibungen können eine Umdeutung und Aufwertung erfahren und Teil der Identität werden. Dies ähnelt den Mechanismen der „Reclamation“ (Cepollaro & López de Sa, 2022; Edmondson, 2021; Popa-Wyatt, 2020). Damit wird das Phänomen beschrieben, bei dem unterdrückte Gruppen auf diese Gruppe bezogene Schimpfwörter umwerten und durch die eigene Benutzung neu aufladen. Der Prozess kann als Versuch gewertet werden, Machtverhältnisse und diskriminierende Strukturen zu verändern und sich gegen eine Unterdrückung aufzulehnen.

Ablehnung von ethnisch-nationalen Identitäten

Der fünfte Typ beschreibt die Ablehnung vom Konstrukt der ethnisch-nationalen Identitäten. Dieser Typ der kulturellen Nicht-Zugehörigkeit ist mit einer Ablehnung von Nationalstolz und anderen Formen der ethnisch-nationalen Identifizierung verbunden. Zuordnungen entlang von ethnischen und nationalen Merkmalen und insbesondere der Zwang zur Zuordnung werden hinterfragt, kritisiert und abgelehnt. Das Konstrukt wird aufgebrochen. Eine ethnisch-nationale Zuordnung wird als überflüssig, nicht sinnvoll und irrelevant für das eigene Selbstverständnis eingeordnet. Es handelt sich jedoch nicht nur um eine persönliche Perspektive, sondern um eine normative Perspektive, die auf die gesamte Gesellschaft Bezug nimmt. Der Typ hebt sich durch die Ablehnung vom gesellschaftlichen Zwang zur ethnisch-nationalen Zuordnung sowie durch die Abgrenzung von Personen, die dieser Logik folgen, ab. Das schließt Personen ein, die sich selbst mit Nationen oder Nationalkulturen identifizieren, und Personen, die ethnisierte Fremdzuschreibungen vollziehen. Es findet eine symbolische Grenzziehung zu diesen Personengruppen statt. Die eigene Perspektive auf ethnisch-

nationale Zuordnung wird als richtig bewertet, während abweichende Perspektiven als falsch bewertet werden. Es herrscht ein allgemeines Unverständnis für Personen, die eine starke nationale Identifizierung empfinden.

Für die Selbstidentifizierung werden andere Aspekte als kulturelle oder nationale Zugehörigkeit relevant. Die Familiengeschichte kann anhand anderer Aspekte wie beispielsweise generationsübergreifender Berufe, Religion oder sozialer Klasse verhandelt werden. Auch Gilliéron (2022) zeigt, dass Dimensionen wie Class, Gender, Sprache, und Religion für das Selbstbild bedeutungsvoll(er) sein können. Migrationsgeschichte fällt in der konstruierten Familiengeschichte wenig oder keine Bedeutungszuschreibung zu, was den Typ von den restlichen vier Typen abhebt. Dass der Migrationsgeschichte der Familie keine bis wenig Relevanz beigemessen wird, ist nicht mit einem fehlenden kulturellen Bezug gleichzusetzen. Mehrere kulturelle Bezüge können vorhanden sein; sie werden lediglich nicht für das Selbstverständnis relevant gemacht.

Ethnische und nationale Zugehörigkeit spielt insofern eine Rolle, dass Fremdzuschreibungen entlang von Nationalitäten und Ethnizitäten erfolgen, die eine Diskrepanz zwischen dem Selbstbild und dem Fremdbild erschaffen. Die Fremdzuschreibungen führen zu Irritationen, die wiederum in Hinblick auf die eigene Biografie und die Selbstidentifikation verarbeitet werden müssen (Gilliéron, 2022, S. 440). Fremdzuschreibungen sind außerdem oftmals mit Diskriminierung, Benachteiligung und Rassismus verbunden (Gilliéron, 2022, S. 440).

Zusammenfassend kann kulturelle Zugehörigkeit als Aushandlung von Exklusions- und Inklusionsprozessen betrachtet werden. Inklusionsprozesse können innerfamiliäre Weitergaben von kulturellen Bezügen bzw. kulturellem Wissen sowie von Netzwerken und Sprachen darstellen. Auch außerfamiliäre Inklusionsprozesse über beispielsweise die Diaspora können inkludierend wirken. Auf der anderen Seite werden auch Exklusionsprozesse wirksam. Darunter sind Fremdzuschreibungen, Erfahrungen mit Diskriminierung, Rassismus und Ausgrenzung zu verstehen, die eine Fremd- oder Andersmachung beinhalten. Welche Art der kulturellen (Nicht-)Zugehörigkeit entsteht, hängt schließlich von Inklusions- und Exklusionsprozessen wie auch der Relevantmachung und Deutung dieser ab. Somit können beispielsweise Rassismuserfahrungen sowohl zu einer Ablehnung als auch einer Hinwendung zur Herkunftskultur der Vorfahren führen – wie auch in gänzlichen Neupositionierungen und Mehrfachzugehörigkeiten. Meine Ergebnisse deuten darauf hin, dass es sich bei der Entste-

hung von kultureller Selbstidentifizierung um eine komplexe Aushandlung von Inklusions- und Exklusionsprozessen handelt, wie auch Lamont in ihren Arbeiten zu Kultur, Identität und Grenzziehungen zeigt (Lamont, 2001; Lamont & Molnár, 2002). Lamont betrachtet die Entwicklung von kollektiver und individueller Identität als relational konstruierten Prozess. Grenzziehungen zwischen „wir“ und „den anderen“ implizieren konstruierte Vorstellungen von Gruppen. (Nationale) Gruppen werden durch Bedeutungsherstellung aufgeladen. Lamont zeigt zudem, dass Grenzziehungen und Vorstellungen zu Gruppen je nach Nationen unterschiedlich gezogen werden (Lamont, 1995, 1997, 2001), was nochmals die Konstruiertheit von Gruppen und von Grenzziehungen aufzeigt.

Die Vielzahl an kulturellen Selbstzuordnungen und Selbstverständnissen wirft die Frage auf, inwiefern die Unterscheidung von Personen anhand ihrer Migrationsgeschichte für Einwanderungsländer wie Österreich oder Deutschland sinnvoll sein kann. Es hat sich gezeigt, dass Selbstzuordnungen entlang von Nationen und Ethnizitäten möglich sind. Gleichsam existieren auch kulturelle Zuordnungen, die aus dieser Logik fallen und nicht auf nationalen Selbstverständnissen beruhen. Kulturelle Mehrfachzugehörigkeiten sind möglich, wie auch gänzliche Neupositionierungen, die eine kulturelle Zugehörigkeit schaffen, welche sich weder der Herkunftskultur der Vorfahren noch der Kultur der Gesellschaft, in der die Personen leben, zuordnen lassen. Selbstzuschreibungen brechen aus einer Logik der Eindeutigkeit aus. Die gesellschaftliche Forderung nach eindeutiger Zuordnung wird durch ein Streben nach Nicht-Zuordnung abgelöst. Anstelle von Fremdzuschreibungen wird nach Selbstzuordnung gestrebt, anstatt Homogenität besteht der Wunsch nach Diversität und Gleichberechtigung.

Rückbezug zur theoretischen Rahmung

Meine Arbeit zeigt eine Pluralität an kulturellen Zugehörigkeiten und Identitäten und betont damit die Notwendigkeit für einen Perspektivwechsel weg von der vorherrschenden limitierenden und homogenisierenden Perspektive auf Migrant:innen und ihre Nachkommen. Diese sozialen Konzepte von Integration und Zugehörigkeit werden dadurch reflektiert und hinterfragt. Durch Nicht-Zuordnung und Irrelevantmachung von Migrationsgeschichte wird einem gesellschaftlichen Druck zur eindeutigen kulturellen Zuordnung entgegnet. Andere Aspekte als Migration können für das Selbstverständnis relevant(er) gemacht werden; Neu- und Mehrfachpositionierungen finden statt, diverse kulturelle Identitäten werden ausgehandelt.

Aus einer postmigrantischen Perspektive gibt es neben der Notwendigkeit für einen Perspektivwechsel im Migrationsdiskurs, der plurale Lebensformen und Identitäten beachtet, gleichsam die Notwendigkeit, Migration als gesellschaftlichen Normalzustand anstelle als Ausnahmezustand wahrzunehmen. Migration stellt keinen Ausnahmezustand dar, dies bestätigt sich ebenso in meiner Arbeit. Migrationsgeschichten sind komplex sowie divers und im Normalfall weder linear noch einmalig (Ahrens & King, 2023). Es zeigt sich eine Vielzahl an Migrationsgeschichten und Migrationsformen. Dazu zählen mitunter Rückmigrationen von Familien mit deutschen Vorfahren oder komplexe familiäre Migrationsgeschichten, die aus multiplen Migrationswegen über die Generationen hinweg bestehen.

Aus einer postmigrantischen Perspektive rücken Verhältnisse *nach* der Migration in den Fokus. Postmigrantische Gesellschaften sowie ihre Diskurse, Verhältnisse und soziale Ungleichheiten können aus der postmigrantischen Perspektive untersucht werden. Bei Gesellschaften wie Deutschland oder Österreich handelt es sich um postmigrantische Gesellschaften, wie Foroutan zeigt. Sie erfüllen die fünf Charakteristika einer postmigrantischen Gesellschaft (Foroutan, 2016). Es handelt sich um Einwanderungsländer, was anerkannt wird. Es finden Aushandlungen von Rechten und Positionen von Minderheiten statt und es herrschen ambivalente Positionierungen zu Migration vor. Zudem gibt es Allianzen, die über die Herkunftsgrenzen hinausgehen, sowie Antagonismen zwischen Befürwortern und Gegnern von Vielfalt und Heterogenität.

Auch in meiner Forschungsarbeit zeigt sich die Notwendigkeit für die Fokussierung auf Verhältnisse nach der Migration. Ausgrenzungserfahrungen, Rassismus und Diskriminierung prägen die Lebensrealitäten von Migrant:innen und Personen mit sichtbarer Migrationsgeschichte, wie diese Arbeit bestätigt. Ausgrenzungspraktiken prägen die Lebensrealitäten von Menschen mit Migrationsgeschichte und werden im Prozess ihrer Selbstidentifikation aufgearbeitet.

Damit hängt ein polarisierender gesellschaftlicher Diskurs in Hinblick auf Migration zusammen (Foroutan, 2019). Im Rahmen meiner Forschung zeigen sich durch Ausgrenzungserfahrungen polarisierte Strukturen in der Gesellschaft, auf die die postmigrantische Perspektive antwortet. Migrant:innen und ihre Nachfahren werden fremdgemacht, homogenisiert und problematisiert. White Supremacy und (internalisierter) Rassismus sind in eine bestehende soziale Ordnung mit ihren Herrschaftsverhältnissen eingebettet. Damit einhergehende Ex-

klusionsprozesse werden im Prozess der Selbstidentifikation aufgearbeitet und prägen die Lebensrealitäten von Menschen mit Migrationserfahrung. Durch die postmigrantische Perspektive rücken eben diese Herrschaftsverhältnisse in den Fokus.

Die postmigrantische Perspektive antwortet nicht nur auf eine zunehmend polarisierte Gesellschaft, sondern blickt auch über das Migrantische hinaus. Hinter dem Migrationsdiskurs zeigt sich, worum es tatsächlich geht, nämlich um die „Aushandlung und Anerkennung von Gleichheit als zentralem Versprechen der modernen Demokratien“ (Foroutan, 2019, S. 13). Der Migrationskonflikt kann als Konflikt um das zentrale Versprechen der Demokratie verstanden werden. Mit der postmigrantischen Perspektive rückt das Versprechen der Gleichheit innerhalb der demokratischen Gesellschaft ins Zentrum; gleichzeitig wird damit auch der Kampf um die Einforderung des Versprechens thematisiert. Die Einforderung des Versprechens anhand der Migrationsfrage ist dabei lediglich ein Beispiel. Dass das Versprechen un-erfüllt bleibt, zeigt sich in meiner Forschungsarbeit anhand der Ausgrenzungserfahrungen und (internalisierten) White Supremacy. Migration ist zu einer konzentrierten Projektionsfläche für eine großflächigere allgemeine Ablehnung von Pluralität und diversen Lebensentwürfen geworden. Die postmigrantische Perspektive fordert somit das demokratische Versprechen nach Gleichheit auf allen Ebenen in Hinblick auf Migration, Geschlecht, Klasse oder Klima.

7. Fazit

Zusammenfassend gibt es aus einer postmigrantischen Perspektive neben der Notwendigkeit für einen Perspektivwechsel im Migrationsdiskurs, der plurale Lebensformen und Identitäten beachtet, gleichsam die Notwendigkeit, *hinter* das Migrantische zu blicken. Meine Forschungsergebnisse argumentieren für einen Perspektivwechsel und zeigen die Notwendigkeit für eine postmigrantische Perspektive auf.

Die Arbeit eröffnet Einblicke in die mögliche Vielzahl an kulturellen Identitäten und beleuchtet, wie familiäre Migrationsgeschichte für kulturelle Zugehörigkeiten relevant wird. Es zeigt sich, dass Inklusions- und Exklusionsprozesse sowie ihre Relevantmachungen und Deutungen kulturelle (Nicht-)Zugehörigkeiten prägen. Die Entstehung kultureller Identitäten kann als Aushandlungsprozess zwischen Inklusions- und Exklusionsprozessen verstanden werden. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit hat sich bestätigt, dass sowohl Exklusions- als auch Inklusionsprozesse bedeutungsvoll für die Aushandlung von kultureller Identität werden. Exkludierende und inkludierende Erfahrungen können dabei unterschiedlich gedeutet und relevant gemacht werden. Deutungen im Aushandlungsprozess führen schließlich zu einer kulturellen Selbstidentifikation. Die fünf Typen der kulturellen Identität, die ich im Rahmen dieser Forschungsarbeit ausgearbeitet habe, eröffnen einen Einblick in die Vielfalt von kulturellen Identitäten.

Dabei ist anzumerken, dass keine theoretische Sättigung erreicht wurde. Zwei Typen der kulturellen Identität werden mit nur einem Fall vertreten. Das Theoretical Sampling im Rahmen dieser Arbeit ist noch nicht abgeschlossen und die bestehenden Kategorien sind nicht als vollständig zu betrachten. Es wäre bereichernd, die bestehenden Kategorien durch weitere Fälle zu prüfen oder durch Subkategorien zu erweitern. Zudem kann die vorliegende Arbeit nur die Perspektive der Nachkommen abbilden. Interviews mit den Eltern und den Großeltern der Befragten könnten einen erweiterten Blickwinkel auf intergenerationale Transmissionsprozesse eröffnen. Darüber hinaus wurde das Bildmaterial nicht in die Ergebnisanalyse inkludiert. Da mit der partizipativen Fotobefragung eine große Datenmenge erhoben werden kann, wäre eine Auswertung des Bildmaterials spannend.

Im Allgemeinen kann in dieser qualitativen Arbeit keine statistische Repräsentativität erreicht werden. Es können keine Aussagen über Verteilungen oder Häufigkeiten gemacht

werden, wie es bei einer quantitativen Arbeit der Fall wäre. Die vorliegende Arbeit beschränkt sich somit auf die qualitative Analyse von kulturellen (Nicht-)Zugehörigkeiten.

Eine weitere Limitation der vorliegenden Arbeit ergibt sich aus meinem Fokus auf das Migrantische. Andere beziehungsweise zusätzliche identitätsstiftende Dimensionen wurden nicht explizit behandelt. Auch in Hinblick auf soziale Ungleichheit legte ich den Fokus auf das Migrantische, obwohl Diskriminierungen entlang von beispielsweise Gender, Sexualität oder Class von den Teilnehmenden selbst relevant gemacht wurden. Identitäten beziehen sich nicht nur auf kulturelle Selbstverständnisse, sondern sind vielschichtig, wandelbar und können intersektional mit mehreren Dimensionen verbunden sein. Wie diese Arbeit zeigt, können Fragen der Kultur, Ethnizität und Herkunft irrelevant für das Selbstverständnis sein, während andere Dimensionen bedeutsam gemacht werden. Eine umfassendere Analyse, die weitere relevante Dimensionen für das Selbstverständnis mit ihren intersektionalen Verschränkungen beachtet, wäre spannend und bereichernd.

Literaturverzeichnis

- Ahrens, J. & King, R. (2023). Onward Migration and Transnationalism: What are the Interconnections? (IMISCOE Research Series). In J. Ahrens & R. King (Hrsg.), *Onward Migration and Multi-Sited Transnationalism* (S. 1–22). Cham: Springer International Publishing.
- Aigner, P. (2017). *Migrationssoziologie*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Anthias, F. (2001). The Concept of 'Social Division' and Theorising Social Stratification: Looking at Ethnicity and Class. *Sociology*, 35 (4), 835–854.
- Apitzsch, U. (2014). Transmission und Wandel in mehrgenerationalen Migrationsfamilien. In H. Weiss, P. Schnell & G. Ateş (Hrsg.), *Zwischen den Generationen* (S. 195–216). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Arránz Becker, O., Lois, D. & Steinbach, A. (2014). Kontexteffekte in Familien – Angleichung von Paaren und intergenerationale Transmission am Beispiel Religiosität. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 66 (1), 417–444.
- Bauman, Z. (2001). Consuming Life. *Journal of Consumer Culture*, 1 (1), 9–29.
- BDS & DGS. (2017). Ethik-Kodex der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) und des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen (BDS). Zugriff am 24.11.2023. Verfügbar unter: <https://soziologie.de/dgs/ethik/ethik-kodex>
- Beck, U., Giddens, A. & Lash, S. (1994). *Reflexive Modernization: Politics, Tradition and Aesthetics in the Modern Social Order* (1. Auflage.). Stanford: Stanford University Press.
- Bierschenk, T. (2023). Rassismus. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 75 (2), 251–254.
- Bobo, L. & Hutchings, V. L. (1996). Perceptions of Racial Group Competition: Extending Blumer's Theory of Group Position to a Multiracial Social Context. *American Sociological Review*, 61 (6), 951–972.
- Boehnke, M. & Boehnke, K. (2022). Intergenerationale Transmission. In O. Arránz Becker, K. Hank & A. Steinbach (Hrsg.), *Handbuch Familiensoziologie* (S. 1–21). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

- Boldt, T. D. (2019). *Multikulturalismus im Diskurs: Deutsche und europäische Identitätskonstruktionen im Hinblick auf die Zugehörigkeit muslimischer Migranten*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Bosworth, M., Parmar, A. & Vázquez, Y. (Hrsg.). (2018). *Race, Criminal Justice, and Migration Control* (Band 1). Oxford: Oxford University Press.
- Brake, A. & Büchner, P. (2003). Bildungsort Familie: Die Transmission von kulturellem und sozialem Kapital im Mehrgenerationenzusammenhang: Überlegungen zur Bildungsbedeutsamkeit der Familie. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 6 (4), 619–639.
- Branscombe, N. R., Schmitt, M. T. & Harvey, R. D. (1999). Perceiving pervasive discrimination among African Americans: Implications for group identification and well-being. *Journal of Personality and Social Psychology*, 77 (1), 135–149.
- Bühl, A. (2016). *Rassismus. Anatomie eines Machtverhältnisses*. Wiesbaden: Marix Verlag.
- Cavalli-Sforza, L. L., Feldman, M. W., Chen, K. H. & Dornbusch, S. M. (1982). Theory and Observation in Cultural Transmission. *Science*, 218 (4567), 19–27.
- Cepollaro, B. & López de Sa, D. (2022). Who Reclaims Slurs? *Pacific Philosophical Quarterly*, 103 (3), 606–619.
- Charmaz, K. (2014). *Constructing Grounded Theory* (2. Auflage). Los Angeles: Sage.
- Collier, J. Jr. & Collier, M. (1991). *Visual anthropology: Photography as a research method*. Albuquerque: University of New Mexico Press.
- Cronin, T. J., Levin, S., Branscombe, N. R., Van Laar, C. & Tropp, L. R. (2012). Ethnic identification in response to perceived discrimination protects well-being and promotes activism: A longitudinal study of Latino college students. *Group Processes & Intergroup Relations*, 15 (3), 393–407.
- Dahinden, J., Duemmler, K. & Moret, J. (2014). Disentangling Religious, Ethnic and Gendered Contents in Boundary Work: How Young Adults Create the Figure of ‘The Oppressed Muslim Woman’. *Journal of Intercultural Studies*, 35 (4), 329–348.

- Degele, N. & Winker, G. (2011). Intersektionalität als Beitrag zu einer gesellschaftstheoretisch informierten Ungleichheitsforschung. *Berliner Journal für Soziologie*, 21 (1), 69–90.
- Edmondson, D. (2021). Word norms and measures of linguistic reclamation for LGBTQ+ slurs. *Pragmatics & Cognition*, 28 (1), 193–221.
- Eisenstadt, S. (1951). The place of elites and primary groups in the absorption of new immigrants in Israel. *American Journal of Sociology*, 57 (2), 222–231.
- Eisenstadt, S. (1954). *The absorption of immigrants*. London: Rutledge.
- Elias, N. & Scotson, J. L. (1993). *Etablierte und Außenseiter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- El-Mafaalani, A. (2023). Diskriminierung von Menschen mit Migrationshintergrund und Migrantiserten. In A. Scherr, A. El-Mafaalani & A.C. Reinhardt (Hrsg.), *Handbuch Diskriminierung* (S. 1–17). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Epstein, C. F. (1992). Tinkerbells and pinups: The construction and reconstruction of gender boundaries at work. In M. Lamont & M. Fournier (Hrsg.), *Cultivating differences. Symbolic boundaries and the making of inequality* (S. 232–256). Chicago: University of Chicago Press.
- Esser, H. (2001). Integration und ethnische Schichtung. Arbeitspapier. Mannheim: Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung. Verfügbar unter: <http://www.mzes.uni-mannheim.de/publications/wp/wp-40.pdf>
- Fend, H. (2009). Was die Eltern ihren Kindern mitgeben – Generationen aus Sicht der Erziehungswissenschaft. In H. Künemund & M. Szydlik (Hrsg.), *Generationen* (S. 81–103). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Fhagen, P. (2016). The relationship between parents' racial identity attitudes and their adolescent children's perception of physical appearance, racial identity and social adjustment. In J.M. Sullivan & W.Jr. Cross (Hrsg.), *Meaning making, Internalized Racism, and African American identity* (S. 47–60). New York: SUNY Press.
- Foroutan, N. (2016). Postmigrantische Gesellschaften. In H.U. Brinkmann & M. Sauer (Hrsg.), *Einwanderungsgesellschaft Deutschland* (S. 227–254). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

- Foroutan, N. (2019). *Die postmigrantische Gesellschaft. Ein Versprechen der pluralen Demokratie*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Foroutan, N. & Bostancı, S. (2019). Inklusion in der postmigrantischen Gesellschaft (Mittendrin - Aussen vor). *Politikum*, 5 (1), 18–25.
- Foroutan, N., Karakayalı, J. & Spielhaus, R. (2018). *Postmigrantische Perspektiven: Ordnungssysteme, Repräsentationen, Kritik*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Foroutan, N. & Schäfer, I. (2009). Hybride Identitäten – muslimische Migrantinnen und Migranten in Deutschland und Europa. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 5 (2009), 11–18.
- Foucault, M. (1974). *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Freist, D., Kyora, S. & Unseld, M. (Hrsg.). (2019). *Transkulturelle Mehrfachzugehörigkeit als kulturhistorisches Phänomen: Räume - Materialitäten - Erinnerungen*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Gaupp, L. (2015). Dekonstruktionen des „Anderen“ in Ethnologie und Soziologie - ein Plädoyer für eine postmigrantische Perspektive. *Kultursoziologie*, 15 (2), 17–33.
- Geulen, C. (2018). Der Rassenbegriff: Ein kurzer Abriss seiner Geschichte. In N. Foroutan, C. Geulen, S. Illmer, K. Vogel & S. Wernsing (Hrsg.), *Das Phantom »Rasse«. Zur Geschichte und Wirkungsmacht von Rassismus* (S. 23–34). Köln: Böhlau Verlag.
- Giddens, A. (1991). *Modernity and Self-Identity: Self and Society in the Late Modern Age*. Stanford: Stanford University Press.
- Gillborn, D. (2006). Rethinking White Supremacy: Who Counts in 'WhiteWorld'. *Ethnicities*, 6 (3), 318–340.
- Gilliéron, G. (2022). *Binationale Herkunft und Zugehörigkeit*. Verlag Barbara Budrich.
- Glaser, B. & Strauss, A. (1967). *The discovery of grounded theory*. Chicago: Aldine.
- Glaser, B. & Strauss, A. (1998). *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle: Verlag Hans Huber.
- Gordon, M. M. (1964). *Assimilation in American life – The role of race, religion, and national origin*. Oxford: Oxford University Press.

- Gordon, M. M. (1978). *Human nature, class and ethnicity*. New York: Oxford University Press.
- Hall, S. (1990). Cultural Identity and Diaspora. In J. Rutherford (Hrsg.), *Identity: Community, Culture, Difference* (S. 222–237). London: Lawrence & Wishart.
- Hartmann, E. (2011). *Strategien des Gegenhandelns. Zur Soziodynamik symbolischer Kämpfe um Zugehörigkeit*. Konstanz: UVK.
- Hein, K. (2006). *Hybride Identitäten: Bastelbiografien im Spannungsverhältnis zwischen Lateinamerika und Europa*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Hinnenkamp, V. (1990). „Gastarbeiterlinguistik“ und die Ethnisierung der Gastarbeiter. In E.J. Dittrich & F.-O. Radtke (Hrsg.), *Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten* (S. 277–297). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hund, W. D. (2007). *Rassismus* (1. Auflage). Bielefeld: transcript Verlag.
- Huxel, K., Karakayali, J., Palenga-Möllenbeck, E., Schmidbaur, M., Shinozaki, K., Spies, T. et al. (Hrsg.). (2020). *Postmigrantisch gelesen: Transnationalität, Gender, Care* (1. Auflage, Band 3). Bielefeld: transcript Verlag.
- James, D. (2022). An initial framework for the study of internalized racism and health: Internalized racism as a racism-induced identity threat response. *Social and Personality Psychology Compass*, 16 (11), 1–18.
- King, V. (2004). *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kolb, B. (1993). *Manipulation oder Wirklichkeit: Zur Rezeption visueller Codes in der Werbung und deren gesellschaftliche Verankerung im Alltag. Eine Fotobefragung*. Dissertation an der Fakultät für Sozial- und Humanwissenschaft. Wien: Universität Wien.
- Kolb, B. (2001). *Fotobefragung Bilder zur Gesundheit*. Dissertation an der Fakultät für Sozial- und Humanwissenschaft. Wien: Universität Wien.
- Kolb, B. (2008a). Involving, Sharing, Analysing—Potential of the Participatory Photo Interview. *Forum: Qualitative Social Research*, 9 (3).

- Kolb, B. (2008b). Die Fotobefragung in der Praxis. Onlinepublikation des Workshops zur Visuellen Soziologie. Workshop & Workshow vom 23.-24.11.2007. Zugriff am 7.2.2022. Verfügbar unter: <http://www.univie.ac.at/visuellesoziologie/Publikation2008/VisSozKolb.pdf>
- Kolb, B. (2021). Visuelle Methoden: Fotobefragung und Photovoice. In M. Niederberger & E. Finne (Hrsg.), *Forschungsmethoden in der Gesundheitsförderung und Prävention* (S. 507–531). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Koppetsch, C., Scharenberg, A., Schmidtke, O. & Weiß, A. (2001). Horizontale Disparitäten oder kulturelle Klassifikationen? Zur Integration von Ethnizität und Geschlecht in die Analyse sozialer Ungleichheiten. In A. Weiß (Hrsg.), *Klasse und Klassifikation. Die symbolische Dimension sozialer Ungleichheit* (S. 7–26). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Korteweg, A. C. & Yurdakul, G. (2016). *Kopftuch-Debatten in Europa: Konflikte um Zugehörigkeit in nationalen Narrativen*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Kreutzer, F. (2015). *Stigma »Kopftuch«: Zur rassistischen Produktion von Andersheit*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Lamont, M. (1995). National Identity and National Boundary Patterns in France and the United States. *French Historical Studies*, 19 (2), 349–365.
- Lamont, M. (1997). The Meaning of Class and Race: French and American Workers Discuss Differences. In J.R. Hall (Hrsg.), *Reworking Class* (S. 193–220). New York: Cornell University Press.
- Lamont, M. (2001). Culture and Identity (Handbooks of Sociology and Social Research). In J.H. Turner (Hrsg.), *Handbook of Sociological Theory* (S. 171–185). Boston: Springer US.
- Lamont, M. & Molnár, V. (2002). The Study of Boundaries in the Social Sciences. *Annual Review of Sociology*, 28 (1), 167–195.
- Lamont, M., Pendergrass, S. & Pachucki, M. C. (2015). Symbolic Boundaries. In J. Wright (Hrsg.), *International Encyclopedia of Social and Behavioral Sciences* (S. 850–855). Oxford: Elsevier.

- Lee, E. S. (1966). A theory of migration. *Demography*, 1966 (5), 47–57.
- Liu, T., Liu, C. & Chang, Y. J. (2022). Asian American mental health amidst COVID-19 anti-Asian racism: Internalized racism and generational status as moderators. *Asian American Journal of Psychology*, 13 (4), 328–338.
- Männlein, D. (2020). Auf dem Weg zum postmigrantischen Paradigmenwechsel? Eine Analyse von Repräsentationsbeziehungen religiöser Minderheiten. *Soziologiemagazin*, 13 (2020), 19–39.
- Martinez, A. (2022). Combatting Internalized Racism: The Effects of the Lack of Latine Diversity in Children’s Books. *Publishing Research Quarterly*, 38 (4), 721–734.
- Mecheril, P. (2001). Pädagogiken natio-kultureller Mehrfachzugehörigkeit. Vom „Kulturkonflikt“ zur „Hybridität“. *Diskurs* 10, 2 (2001), 41–48.
- Mecheril, P. (2014). Was ist das X im Postmigrantischen? *sub\urban. Zeitschrift für Kritische Stadtforschung*, 2 (3), 107–112.
- Meißner, K. (2019). *Relational Becoming - mit Anderen werden: soziale Zugehörigkeit als Prozess* (Sozialtheorie). Bielefeld: Transcript.
- Mijić, A. (2020). Together divided–divided together: Intersections of symbolic boundaries in the context of ex-Yugoslavian immigrant communities in Vienna. *Ethnicities*, 20 (6), 1071–1092.
- Mijić, A. & Parzer, M. (2021). Um/Brüche symbolischer Ordnungen - Negative Klassifikationen im Zuge Alma Zadićs Angelobung als österreichische Justizministerin. In Sarah Lenz & Martina Hasenfratz (Hrsg.), *Capitalism unbound: Ökonomie, Ökologie, Kultur* (S. 311–326). Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Moosmüller, A. (2000). Die Schwierigkeit mit dem Kulturbegriff in der Interkulturellen Kommunikation. In R. Alsheimer, A. Moosmüller & K. Roth (Hrsg.), *Lokale Kulturen in einer globalisierten Welt* (Band 9, S. 15–31). Münster, New York, München, Berlin: Waxmann.
- Mullany, A., Barbieri, M., Smith, S., Gubrium, A. & Valdez, L. A. (2022). “Who is our real enemy?” internalized racism in the Puerto Rican diaspora and the role of political

- education within community health intervention. *Social Science & Medicine*, 311 (8), 1–8.
- Neckel, S. (2003). Kampf um Zugehörigkeit: Die Macht der Klassifikation. *Leviathan*, 31 (2), 159–167.
- Neckel, S. & Sutterlüty, F. (2010). Negative Klassifikationen und ethnische Ungleichheit. In M. Müller & D. Zifonun (Hrsg.), *Ethnowissen* (S. 217–235). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ohnmacht, F. (2023). *Antirassismus und Privilegien: Rassismuskritische Subjektbildungen in der postmigrantischen Gesellschaft*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Park, R. E. (1928). Human Migration and the Marginal Man. *American Journal of Sociology*, 33 (6), 881–893.
- Park, R. E. & Burgess, E. W. (1969). *Introduction to the science of sociology. Including an index to basic sociological concepts*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Parzer, M. & Astleithner, F. (2017). More than just shopping: Ethnic majority consumers and cosmopolitanism in immigrant grocery shops. *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 44 (7), 1117–1135.
- Peterson, R. A. & Kern, R. M. (1996). Changing Highbrow Taste: From Snob to Omnivore. *American Sociological Review*, 61 (5), 900–907.
- Pohn-Lauggas, M. (2019). Gedächtnisorte des Widerstands: Zur Bedeutung von Kollektiven in intergenerationalen Erinnerungsprozessen. In A. Kranebitter & C. Reinprecht (Hrsg.), *Die Soziologie und der Nationalsozialismus in Österreich* (S. 459–478). Bielefeld: transcript Verlag.
- Popa-Wyatt, M. (2020). Reclamation: Taking Back Control of Words. *Grazer Philosophische Studien*, 97 (1), 159–176.
- Prensky, M. (2001). Digital Natives, Digital Immigrants Part 1. *On the Horizon*, 9 (5), 1–6.
- Pries, L. (2022). Klassische Theorien der Migration. In A. Röder & D. Zifonun (Hrsg.), *Handbuch Migrationssoziologie* (S. 1–28). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

- Przyborski, A. & Wohlrab-Sahr, M. (2014). *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch* (4. Auflage). Oldenbourg: Oldenbourg Verlag München.
- Przyborski, A. & Wohlrab-Sahr, M. (2021). Methodologie und Standards qualitativer Sozialforschung. In A. Mohr (Hrsg.), *Qualitative Sozialforschung* (5. Auflage., S. 13–56). Berlin: De Gruyter.
- Reiterer, G. M. (2010). Austro-Filipino Youth Cosmopolitan Austrians or Hyphenated Filipinos? In C. Riegel & T. Geisen (Hrsg.), *Jugend, Zugehörigkeit und Migration* (S. 149–164). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ridgeway, C. L. (2009). Framed Before We Know It: How Gender Shapes Social Relations. *Gender & Society*, 23 (2), 145–160.
- Rumbaut, R. G. (1994). The Crucible Within: Ethnic Identity, Self-Esteem, and Segmented Assimilation Among Children of Immigrants. *International Migration Review*, 28 (4), 748–794.
- Scarvaglieri, C. & Zech, C. (2013). „ganz normale Jugendliche, allerdings meist mit Migrationshintergrund“. Eine funktional-semantische Analyse von „Migrationshintergrund“. *Zeitschrift für Angewandte Linguistik*, 2013 (58), 201–227.
- Schmitt, I. (2010). „It’s just a name“? Young people in Canada and Germany Discuss ‘National’ Belonging. In C. Riegel & T. Geisen (Hrsg.), *Jugend, Zugehörigkeit und Migration* (2. Auflage., S. 81–97). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schulze, E. (2010). „Und ich fühl mich als Kölner, speziell als Nippeser“ Lokale Verortung als widersprüchlicher Prozess. In C. Riegel & T. Geisen (Hrsg.), *Jugend, Zugehörigkeit und Migration* (2. Auflage., S. 97–110). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schütz, A. (1944). The Stranger: An Essay in Social Psychology. *American Journal of Sociology*, 49 (6), 499–507.
- Schütz, A. (1972). Der Fremde. In A. Brodersen & N. Martinus (Hrsg.), *Gesammelte Aufsätze* (S. 53–69). Dordrecht: Springer.
- Simmel, G. (1908). Exkurs über den Fremden. In O. Rammstedt (Hrsg.), *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesammelte Ausgabe* (Band 11, S. 764–771). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Stecher, L. & Zinnecker, J. (2007). Kulturelle Transferbeziehungen. In J. Ecarius (Hrsg.), *Handbuch Familie* (S. 389–405). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Steinbach, A. (2001). Intergenerational Transmission and Integration of Repatriate Families from the Former Soviet Union in Germany. *Journal of Comparative Family Studies*, 32 (4), 505–515.
- Steinbach, A. & Nauck, B. (2004). Intergenerationale Transmission von kulturellem Kapital in Migrantenfamilien: Zur Erklärung von ethnischen Unterschieden im deutschen Bildungssystem. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 7 (1), 20–32.
- Stoessel, K., Titzmann, P. F. & Silbereisen, R. K. (2012). Young Diaspora Immigrants' Attitude and Behavior Toward the Host Culture: The Role of Cultural Identification. *European Psychologist*, 17 (2), 143–157.
- Strauss, A. (1991). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. München: Fink.
- Tallent, D., Shelton, S. A. & McDaniel, S. (2023). "It really was My fault": examining white supremacy and internalized racism through detained U.S. Black youths' narratives and counternarratives. *International Journal of Qualitative Studies in Education*, 36 (7), 1319–1337.
- Trede, O. (2016, August 26). Gewerkschaften und Arbeitsmigration in der Bundesrepublik – zwischen Misstrauen und Integration, in: Deutschland Archiv. Zugriff am 24.11.2023. Verfügbar unter: www.bpb.de/232789.
- Tufan, E. (2020, Dezember 4). „Gastarbeiter“: Implikationen und Grenzen eines Begriffs. *Schwetzingen Migrationsgeschichte(n)*. Zugriff am 24.11.2023. Verfügbar unter: <https://schwetzingen-gastarbeiter.de/blog/2020/12/04/gastarbeiter-implikationen-und-grenzen-eines-begriffs/>
- Tuppat, J. (2020). *Soziale Ungleichheit, Gesundheit und Bildungserfolg: Die intergenerationale Transmission von Bildungschancen durch Gesundheit*. Wiesbaden: Springer VS.
- UNECE. (2020). *Recommendations for the 2020 Censuses of Population and Housing*. United Nations Economic Commission for Europe. Zugriff am 24.11.2023. Verfügbar unter: https://unece.org/DAM/stats/publications/2015/ECECES41_EN.pdf

- Weiss, H. (2014). Der Wandel religiöser Glaubensgrundsätze in muslimischen Familien – Säkularisierungstendenzen bei der 2. Generation? In H. Weiss, P. Schnell & G. Ateş (Hrsg.), *Zwischen den Generationen* (S. 71–94). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Wimmer, A. & Glick Schiller, N. (2002). Methodological nationalism and beyond: nation-state building, migration and the social sciences. *Global Networks*, 2 (4), 301–334.
- Wuggenig, U. (1990). Photobefragung als projektives Verfahren. *Angewandte Sozialforschung*, 16 (1/2), 109–129.
- Wyssmüller, C. & Fibbi, R. (2014). Eine Sprache und ein Pass als Erbe: Mehrsprachigkeit bei Enkelkindern von ImmigrantInnen in der Schweiz. In H. Weiss, P. Schnell & G. Ateş (Hrsg.), *Zwischen den Generationen* (S. 23–47). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Yıldız, E. (2014). Postmigrantische Perspektiven. Aufbruch in eine neue Geschichtlichkeit. In E. Yıldız & M. Hill (Hrsg.), *Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft* (S. 19–36). Bielefeld: transcript Verlag.
- Yıldız, E. (2016). Postmigrantische Perspektiven. In A. Doğmuş, Y. Karakaşoğlu & P. Mecheril (Hrsg.), *Pädagogisches Können in der Migrationsgesellschaft* (S. 71–84). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Yıldız, E. (2018a). Postmigrantische Lebenspraxen jenseits der Parallelgesellschaft. In B. Blank, S. Gögercin, K.E. Sauer & B. Schramkowski (Hrsg.), *Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft* (S. 53–64). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Yıldız, E. (2018b). Vom methodologischen Nationalismus zu postmigrantischen Visionen (Postmigrantische Studien). In E. Yıldız & M. Hill (Hrsg.), *Postmigrantische Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen* (S. 43–62). Bielefeld: transcript Verlag.
- Yıldız, E. & Ohnmacht, F. (2021). Postmigrantische Generation: Von der Hegemonie zur konvivialen Alltagspraxis. In C. Lubkoll, E. Forrester & T. Sestu (Hrsg.), *Fremdheit, Integration, Vielfalt? Interdisziplinäre Perspektiven auf Migration und Gesellschaft* (S. 179–192). Paderborn: Wilhelm Fink Verlag.

- Zander, L. & Hannover, B. (2013). Die Bedeutung der Identifikation mit der Herkunftskultur und mit der Aufnahmekultur Deutschland für die soziale Integration Jugendlicher mit Migrationshintergrund in ihrer Schulklasse. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 45 (3), 142–160.
- Zölch, J. & Böhnke, P. (2020). Die Wechselwirkung zwischen Migrations- und Armutserfahrungen: Ein Erklärungsansatz für die intergenerationale Transmission von Armut in Familien mit Migrationshintergrund. *Berliner Journal für Soziologie*, 30 (3–4), 369–391.
- Zölch, J., King, V., Koller, H.-C. & Carnicer, J. (2012). Männlichkeitsentwürfe und adoleszente Ablösungsmuster bei Söhnen aus türkischen Migrantenfamilien. In M. Bereswill, P. Rieker & A. Schnitzer (Hrsg.), *Migration und Geschlecht. Theoretische Annäherungen und empirische Befunde* (S. 17–39). Weinheim: Beltz Juventa.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: „Familie“	52
Abbildung 2: „Bosnien“	53
Abbildung 3: „Kroatien“	54
Abbildung 4: „Mein Bestie“	55
Abbildung 5: „Piwo“	56
Abbildung 6: „Familytime“	57
Abbildung 7: „Haus meiner Familie in München“	58
Abbildung 8: „[Name der Kirche in München]“	59
Abbildung 9: „Pfadfinder in [Gemeinde in Bayern]“	60
Abbildung 10: „Feedback“	61
Abbildung 11: „Facetimen mit den Mamas“	62
Abbildung 12: „Facetimen mit den Mamas“	63
Abbildung 13: „Sarahs Familie“	64
Abbildung 14: „Eine kulinarische Weltkarte“	64
Abbildung 15: „Zwei Identitäten“	65
Abbildung 16: „Paolo Coelhos ‚Die Hexe von Portobello‘ in russischer Sprache“	66
Abbildung 17: „Vitalis Arbeitstisch in all seiner naturgegebenen (Un-)Ordnung“	67
Abbildung 18: „Kaffeegenuss auf einer Parkbank in Tallinn“	68
Abbildung 19: „Sei würzig wie eine Gewürzmischung“	69
Abbildung 20: „Die Magie der Sonne“	69
Abbildung 21: „Aller guten Dinge sind drei“	70
Abbildung 22: „Russischer Laden/Nostalgie“	71
Abbildung 23: „Lohnarbeit“	72
Abbildung 24: „Radfahren“	73

<i>Abbildung 25: „Ursprung“</i>	74
<i>Abbildung 26: „Zugehörigkeit in der Fremde“</i>	75
<i>Abbildung 27: „Kindheit und Gemeinsamkeit“</i>	76
<i>Abbildung 28: „Vergessener Obstkorb“</i>	77
<i>Abbildung 29: „Bernstein“</i>	78
<i>Abbildung 30: „Weihnachtsessen“</i>	79
<i>Abbildung 31: „Ursprung“</i>	80
<i>Abbildung 32: „Ich seh den Weg. Aber nicht das Ziel“</i>	81
<i>Abbildung 33: „Es geht auch anders“</i>	82

Abstract (dt.)

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“ oder „Wie der Vater, so der Sohn“ sind oft gehörte Redensarten, die das Phänomen der Weitergabe familiärer Eigenschaften an die Nachkommen beschreiben. Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der Transmission von (Nicht-)Zugehörigkeiten bei Personen mit Migrationsgeschichte und untersucht aus postmigrantischer Perspektive (Foroutan, 2019), inwiefern intergenerationale Weitergabe von familiärer Migrationsgeschichte für die Aushandlung von kulturellen (Nicht-)Zugehörigkeiten relevant gemacht wird. Dafür wird folgende Forschungsfrage gestellt: Welche Rolle spielt intergenerationale Transmission in der Entstehung und/oder Aushandlung von Zugehörigkeit und wie werden Zugehörigkeiten bei Menschen mit Migrationsgeschichte ausgehandelt? Um die Forschungsfrage zu beantworten, wurden elf partizipative Fotobefragungen (Kolb, 2008) mit Personen mit Migrationsgeschichte durchgeführt. Dabei wurden die Perspektiven und Selbstverständnisse der Befragten in den Fokus gerückt. Die Interviews wurden nach dem Prinzip der Constructivist Grounded Theory (Charmaz, 2014) analysiert. Es wurde ein Theorikonstrukt entlang von Schlüsselkategorien sowie eine Typologie erstellt. Die Typologie beschreibt fünf Arten kultureller (Nicht-)Zugehörigkeiten: (1) Identifizierung mit der Herkunftskultur, (2) hybride Identität, (3) multiple Identität, (4) Ablehnung der Herkunftskultur und (5) Ablehnung von ethnisch-nationalen Identitäten. Für die Aushandlung der Identitätstypen waren insbesondere zwei Schlüsselkategorien, (familiäre) Inklusionsprozesse und Exklusionsprozesse, bedeutsam.

Abstract (engl.)

Sayings like "He is a chip off the old block" or "Like father, like son" are well-known expressions that illustrate the phenomenon of family traits being passed on to descendants. The subject of this study is the intergenerational transmission of belonging among people with a family history of migration. By drawing on the post-migrant perspective ("postmigrantische Perspektive") (Foroutan, 2019), this qualitative research project examines to which extent the intergenerational transmission of family migration history is made relevant for the formation or negotiation of cultural belonging. To this end, the following research questions are posed: How do individuals with a family history of migration construct their own sense of belonging, and what role does intergenerational transmission play in the development and/or negotiation of belonging? In order to answer the research question, eleven participatory photo interviews (Kolb, 2008) were conducted with people with a family history of migration. The perspectives and self-perceptions of the interviewees were addressed. The interviews were analysed according to Constructivist Grounded Theory (Charmaz, 2014). A theoretical construct was created along key categories, as well as a typology. The typology describes five forms of cultural belonging: (1) identification with the culture of origin, (2) hybrid identity, (3) multiple identity, (4) rejection of the culture of origin and (5) rejection of ethnic-national identities. For the construction of these types, two key categories in particular were relevant: (familial) inclusion processes and exclusion processes.